Neue Novellen

von

Ernst Willkomm.

Erster Band.

Nordhausen:
Verlag von Adolph Büchting.
1859.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Inhalt.

Seite
Auf und unter der Düne 3
Nur ein Knecht 67

Auf und unter der Düne.

1.

Wenn leichtes Gewölk den Himmel bedeckt, und dann plötzlich, jetzt durch weißlich schimmernde Dunststreifen, jetzt durch dunkle Wolkenballen, die Sonne flammt und sich in dem Krystall eines ruhigen Meeres spiegelt, über das hundertfarbige Schatten gleiten; dann erfreut und erquickt sich das Auge des Menschen an einem so eigenthümlich schönen und großartigen Schauspiel. Diesen Genuß, welchen der Bewohner eines Binnenlandes entbehrt, wogegen ihm freilich andere zu Gebote stehen, hat der Anwohner der Meeresküste, mehr noch der Insulaner zahllose Male im Jahre. Er gewöhnt sich häufig dergestalt daran, daß er nichts dabei denkt, wenig dabei empfindet. Sein Auge aber weidet er doch immer gern an diesem Schauspiele. Wäre es anders, würde er dann wohl Stunden lang auf dem kahlen Kamme des Seedeiches sitzen, dem monotonen Wogenschlage der Brandungswelle lauschen, dem Spiele des Schaumes zusehen, den das Meer über

Steingeröll und Tanggeäder kräuselt? Oder hinaufklettern auf die schattenlose Düne, deren weißer, brennender Sand das Auge blendet? Dies Surren der Wogen, dies Blitzen des Schaumes, dies nie ruhende Spiel mit Sonnenfunken und farbigen Schatten lockt auch den Sohn der Küsten und Inseln hinaus auf die endlose Wasserwüste. Es ist der nie verstummende Gesang der Sirenen, vor dem er vergebens sein Ohr verstopft, jener Gesang, der die Schifffahrt erfunden hat und den Seefahrer neue Welten entdecken ließ.

Im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts pflegte der kaum siebenzehnjährige Sohn eines Schiffers, der einige Jahre früher einen ehrlichen Seemannstod auf dem Meere gefunden hatte, fast Tag für Tag die hohe Dünenspitze zu ersteigen, die sich dicht hinter dem kleinen sauberen Häuschen erhob, das der angehende Jüngling mit seiner noch rüstigen Mutter jetzt ganz allein bewohnte. Uwe Peter Bleiken war der Sohn von Jens Lars Bleiken, einem unternehmenden, vielgereisten Capitain aus dem Dünenorte Rantum auf der Insel Sylt. Daß der Sohn ebenfalls Seemann werden wollte, konnte ihm Niemand verdenken. Das Fahren zur See auf Hamburger, Bremer und Holländischen Schiffen brachte Geld und Ehren. Die Mehrzahl aller kräf-

tigen Sylter widmeten sich mit Leidenschaft der Schifffahrt, und wenn auch viele unter ihnen auf ihren oft weiten und Jahre lang dauernden Reisen verunglückten, die Meisten kehrten nach zahllosen Abenteuern zurück auf die Heimathinsel und verlebten, wenn sie des Herumschwärmens auf allen Meeren und der harten Strapazen endlich müde geworden, den Rest ihres Lebens in behaglichem Wohlstande.

Uwe Peter Bleiken kannte bereits die See, deren Annehmlichkeiten und Schrecken. Zwei Reisen schon hatte er mit dem Vater gemacht, die erste als Schiffsjunge im dreizehnten Jahre nach Grönland, Novaja-Semlja und Spitzbergen, um Robben zu schlagen und Wallfische zu fangen. Er verstand mit der Harpune umzugehen, obwohl er damals noch zu schwach war, um sie handhaben zu können. Jetzt würde ihm dies besser geglückt sein. Auf seiner zweiten Reise besuchte der junge Uwe das mittelländische Meer, ging am Strande von Alexandrien spazieren und verspeiste in Tunis Datteln, die er selbst gebrochen hatte. Wer hätte es dem schlanken Jungen, der da im pfeifenden Sandhafer lag und mit seinen hellgrauen scharfen Augen die Kaninchen verfolgte, die ungestört in den blaßgrünen Binsen ihr Wesen trieben, wohl angesehen, daß er ein so weit gereister Mann sei, der etwas erzählen könne?

Am längsten hing das Auge Bleiken's an dem Meere, das im wechselnden Sonnenlicht seine fesselndsten Zauber entfaltete. Die Brandung legte ihr silbernes Schaumgeschmeide um die weißglänzenden Dünen; Möven und Taucher wiegten sich bald in der weichen warmen Juniluft, bald ließen sie sich auf dem breiten Rücken einer rollenden Woge schaukeln.

Der Ruf: „Träumst Du wieder, Uwe?" machte den Jüngling aufsehen.

Wenige Schritte von ihm entfernt stand ein Mann im kräftigsten Alter, hoch gewachsen, mit ausdrucksvollem Gesicht, dessen bräunliche Farbe auf ein Leben in freier Luft deutete.

„Wie lange willst Du denn hier liegen?" fuhr der Mann fort, „der Mutter, die freilich am meisten Schuld ist an Deinem Bleiben, zur Last fallen, insofern Du unverdientes Brod bei ihr verzehrst, und dadurch ein Faullenzer werden? Kannst Du's aushalten, das Meer anzugucken und doch nach keinem Riemen zu greifen?"

Uwe Peter Bleiken war schon längst aufgestanden und sah dem Sprechenden trotzig in's Gesicht.

„Gott weiß es, Boysen," versetzte der junge Mensch, „es kommt mir schwer genug an, meine

Zeit mit Nichtsthun zu tödten! Früher, vor einigen Monaten, war es noch eher auszuhalten, denn ich hatte doch etwas zu thun. Ich konnte den Zaun pflegen um unsern netten Garten; ich übte mich in Gärtnerarbeiten, grub, säete, pflanzte, oculirte Bäume, verschnitt die dürftigen Weinreben, die zwar keine Trauben liefern, im Sommer aber doch ihre grünen Blätterranken so zutraulich an unser Haus schmiegen. Im vergangenen Jahre war es noch besser. Da trug unser Ackerland noch Gerste und Roggen, und als die Heuerndte kam, haben wir noch leidlich gut eingeheims't, obwohl am äußersten Westrande unserer Wiesen schon viel Sandstaub lag. Das Alles ist jetzt anders geworden. Die letzten drei Monate sind uns und unseren Nachbarn sehr verderblich gewesen."

Booysen blickte ostwärts, wo unterhalb der schützenden Dünenkette eine Reihe kleiner Häuser lag, deren Gärten den Dünen zugekehrt waren.

„Das sieht trübselig aus," sprach er ernst. „Noch ein paar solche Stürme, wie der im vergangenen März, und da, wo jetzt noch Feuerlilien und Rittersporn blühen und das Geisblatt die kleine Laube überdeckt, in welcher Deine Mutter so gern sitzt, strudelt die Sandwelle im Winde, und baut nach und nach eine neue Düne."

„Ich fürchte es," sagte der junge Bleiken, „und

gerade das ist es, was mich abhält, meinen längst entworfenen Plan auszuführen."

„Welchen?" fragte Booysen.

„Wär's nicht die Furcht, es könne meiner einsam lebenden Mutter ein Unglück zustoßen, sobald die Herbststürme sich einstellen, so hätte ich sie wahrhaftig schon längst heimlich verlassen, um Dienste auf einem Schiffe zu nehmen. Begreifen kann ich's wohl, daß die Mutter den Sohn festzuhalten sucht, seit sie den Gatten auf dem Meere verloren hat. Ich aber fürchte mich nicht. Mich drängt's vielmehr, wieder hinauszusteuern auf die See, wo des Vaters Geist mir näher ist, als hier auf dem Lande, wenn ich nur wüßte —"

„Ich weiß, was Du sagen willst, Uwe," fiel Booysen dem Jüngling in's Wort. „Du möchtest Deine Mutter sicheren Händen übergeben. Könnte dies geschehen, nicht wahr, dann folgtest Du dem Beispiele Deiner Vorfahren, die alle Seefahrer waren und von denen auch mancher, wie Dein Vater, statt im Dünensande in den grünen Alpenlauben des Meeres schlummert?"

„Keine Stunde mehr bliebe ich am Lande, folgte die Mutter meinem Rathe oder Vorschlag, und vertauschte diese Wohnung mit einer anderen."

„Will sie nichts davon hören?" fragte Booysen.

„Sie hat mir sogar verboten, jemals wieder ein Wort davon zu sprechen," versetzte Bleiken. „Wo sie seit ihrer Verheirathung gelebt hat, da will sie auch sterben. „„Es ist das Einzige, was mir von ihm, den die wilde See mir geraubt, übrig geblieben,"" sagte sie. „„In diesem Hause lebte, schaffte er, fühlte er sich glücklich, wenn er sich von einer langen Reise zu einer noch längeren ein paar Monate ausruhte. Da hab' ich mit ihm Thee getrunken am Fenster, das auf die Dünenkette von Hörnum hinaussieht; da hat mir Lars seine Erlebnisse erzählt und sich immer so glücklich gefühlt, wenn ich aufmerksam zuhörte. Nein, mein Sohn, diese Stätte kann ich nicht verlassen. Es wäre mein Tod. Hier allein weht für mich Lebensluft; es ist dieselbe Luft, die ich gemeinsam mit meinem unvergeßlichen Lars aus- und einathmete.""

„Was Dir nicht gelungen ist, vielleicht bringt es ein Anderer leichter zu Stande," sagte Booysen. „Ich werde nächstens mit Deiner Mutter sprechen. Sie kennt mich als einen Mann, der nur das Rechte will und der es ehrlich mit Euch Beiden meint. Dein Vater war ja mein Freund, einige Jahre sogar mein Genosse auf ein und demselben Schiffe. Ich denke, mir wird die Mutter Gehör schenken und meinen Gründen folgen."

„Ich will es wünschen,“ meinte Uwe, sein Blick war aber trübe und seine Stimme klang nicht hoffnungsvoll.

„Eigentlich,“ fuhr Booysen fort, quer über die Dünen deren Abhange nach Osten zuschreitend, „eigentlich ist jeder Widerstand offenbare Thorheit. Wie viele Jahre werden vergehen und ganz Rantum hat aufgehört zu existiren. Dort, siehst Du die neuen Häuser unfern der Binnensee? Ihre Bewohner lebten noch vor drei Jahren weiter im Süden, wo jetzt ein breiter Sandwall die Aussicht sperrt. Sie sahen mit prophetischem Blick das Unglück nahen und zogen es vor, ihm aus dem Wege zu gehen. Darum brachen sie ihre Wohnungen ab und bauten sie im Osten wieder auf. Neu-Rantum, hör' ich, wollen sie den Ort nennen.“

„Es werden ihnen noch zwei Andere alsbald nachfolgen,“ sagte Uwe. „Ich hab' es von ihnen selbst gehört, und gerade deshalb sprach ich mit der Mutter. Noch Andere, denen die Lage im Osten des flachen Strandes nicht gefällt, wollen, glaub' ich, nach Westerland übersiedeln. So wird das alte Rantum schnell verwaisen, gerade dadurch aber auch für die Wenigen, welche ihre Wohnsitze hier nicht aufgeben wollen, desto gefährlicher werden.“

„Das fürcht' ich nicht,“ erwiederte Booysen. „Schon geraume Zeit hat man Berathungen ge-

pflogen, was wohl zu thun sein möge, um das zerstörende Vorschreiten der Dünen zu verhindern. Weiter nördlich hat man ihnen bisher feste Grenzen zu stecken vermocht, im Süden scheint sich der Sandhafer nicht ganz zu bewähren. Es dürfte dies aber nicht an der Pflanze liegen, sondern in der größeren Gewalt der Stürme, welche hier die Dünen lockerer bauen und nie ganz zur Ruhe kommen lassen, zu suchen sein. Auch drängt die Fluth nach, wäscht und spült an dem Dünengrunde, zerschlägt im wilden Brandungssturme deren Wände und fegt sie entweder ganz fort oder jagt sie unaufhaltsam weiter landeinwärts. Gerade weil man durch längere Beobachtung und durch die neuesten Untersuchungen diese Ueberzeugung gewonnen hat, wird vermuthlich ein Befehl erlassen werden, welcher den gegenwärtigen Bewohnern des alten Rantum andere Wohnplätze anweist."

Diese Bemerkungen schienen den jungen Bleiken zu beruhigen. Er wandte seine Gedanken einem Gegenstande zu, der ihn stets beschäftigte und richtete die Frage an Booysen:

„Wann gehst Du wieder auf Reisen?"

„Es ist noch ungewiß," versetzte der Seemann, der schon längst als Capitain bald auf der südlichen, bald auf der nördlichen Erdhälfte sich umgesehen

hatte. „Es kommt darauf an, ob ich ein Bremer oder ein Hamburger Schiff übernehme. Noch hab' ich mich nicht entschieden, denn es eilt nicht."

„Nimmst Du mich mit?"

„Wie sollt' ich nicht, nur muß die Mutter es erlauben. Ohne ihre Einwilligung thu' ich es nicht. Das könnte uns Beiden Unglück bringen."

„Gut," sagte Uwe Bleiken, „ich halte Dich beim Wort. Rede bald mit meiner Mutter, setze ihr Deine Gründe auseinander, werde aber nicht dringend; denn sie hat die Eigenheit, dringende Leute ganz ruhig ausreden zu lassen, ohne ihnen jemals eine Antwort zu geben. So hartnäckiges Schweigen aber ist noch schlimmer als eine laut ausgesprochene Weigerung. Uebrigens hoffe ich, sie willigt ein und läßt mich ziehen; denn daß ich hier verkomme, am Ende gar vor lauter Sehnsucht nach dem Meere krank oder elend werde, mag ihr doch in den letzten Wochen, wo ich jede Stunde, deren ich habhaft werden kann, in und auf den Dünen zubringe, einleuchtend geworden sein. Freilich läßt sie kein Mittel unversucht, mich zu erheitern, mir Zerstreuungen vorzuschlagen; ich höre aber nicht darauf, und sie ahnt, daß ich mich unglücklich fühle."

„Es soll anders werden, meine Hand darauf," sagte Booysen. „Verlaß Dich auf den Freund Dei-

nes verewigten Vaters. Ich nehme Dich zur nächsten Reise, mag ich sie von Glückstadt aus oder von Bremerhaven antreten, als Halbmatrose mit an Bord."

Booysen verabschiedete sich von dem Sohne seines verstorbenen Freundes, um den Strandvoigt von Rantum zu besuchen, mit dem er über den bedenklichen Zustand der Hörnumer Dünen sprechen und einiges Nähere über Bleiken's Mutter erfahren wollte. Uwe aber vertiefte sich wieder in das Labyrinth der Sandhügel, die jetzt deshalb seine Welt waren, weil sie dem Meere zunächst lagen und er von ihren Gipfeln aus meilenweit die Nordsee überblicken, sehnsuchtsvoll den Wimpeln und Segelfittigen folgen konnte, die meistentheils in beträchtlicher Entfernung von der Insel am Horizonte bald nord- bald südwärts vorüberzogen.

2.

Was hätte eine Düne nicht Alles zu erzählen, wenn sie sprechen könnte! Jedes der zahllosen Milliarden Sandkörner ist eine Welt für sich, hat seine eigene wunderbare Geschichte. Abends, wenn der Mond über der Düne aufgeht und röthlich gelbe Lichtfunken an die nickenden Gräser und Binsen heftet, daß sie wie Leuchten der Gnomen blitzen, die über die Sandwelle am Strande wandern, dann flüstern tausend zarte Stimmen und erzählen der schweigenden Nacht Abenteuer auf Abenteuer. Auch im traulichen Zimmer kann man dies Wispern der Sandkörner vernehmen, wenn die Stimme der Menschen schweigt und nur der Holzwurm im Getäfel pickt. Es sind aber keine Mährchen, es sind lauter Erlebnisse, die in diesem Gesäusel, das die Luft an den Dünen erfüllt, für ein aufmerksames Ohr erklingen. Nord- und Südpol umarmen sich auf solcher Dünenspitze. Da liegt ein Sandkorn, das mehr denn hundertmal am Nordcap vom Geisterschein der

Mitternachtssonne angeglüht ward, dann auf den Händen des Nordsturms über Norwegens Fjöllen, vorüber an den Gletschern des Sulitelma, über die Wasserstürze der schäumenden Elven eine Reise antrat nach dem Jökuln Islands, von dort südwärts trieb, an den Küsten Nordjütlands zum ersten Male von den Lippen junger Nixen ein deutsches Lied singen hörte, und endlich auf den weiten Dünenfeldern Hörnum's eine bleibende Heimath fand. Daneben macht es sich ein Sandkorn aus Afrika bequem, das dereinst die Hieroglyphen an einem Pharaonensarge studirte, mit der Memnonsäule beim ersten Frührothschein ein Gebet zur Sonne hielt, dann auf der Pyramide des Cheops eine Siesta verträumte, und endlich, vom Samum erfaßt, an sterbenden Karavanen, bleichenden Gebeinen verschmachtender Mekkapilger vorüber, auf dem Gefieder eines Storches sich über das Mittelmeer und Frankreichs Fluren nach der stillen Frieseninsel tragen ließ. Solche Weltreisende haben Großes, Seltsames, Herrliches und Schreckliches erlebt, und wer sie zum Sprechen brächte, würde mehr Neues erfahren als Alles, was bis jetzt in den zahlreichen Büchern der reichhaltigsten Bibliotheken zu lesen ist. —

Die nicht eben hochbejahrte, aber doch von den Sorgen des Lebens gebeugte Frau, welche jetzt den

kleinen Tisch mit weißem Leinentuch überbreitet, ein Salzfaß aufstellt, das aus einer seltenen Muschel kunstvoll gearbeitet ist und in einem Kunstkabinet vielleicht bewundert werden würde, dann ein frugales Abendbrod für nur zwei Personen in Bereitschaft hält: diese Frau hört wohl zuweilen auf das Flüstern des seltsamen Rauschens um die kleinen Fenster. Die Sonne ist eben hinter den Dünen in's Meer versunken. Die bis dahin purpurn glühenden Sandkegel liegen jetzt grau, einige sogar schwarzgrau da. Die See wirft lange, weiße Schaumwellen an den flachen Strand im Osten; zwischen den Watten, über die jetzt die Fluth sich ergießt, werden ein paar kleine Küstenfahrer flott, die mit dem ablaufenden Wasser auf den Grund geriethen. Einige Schlickläufer, die sich beim Suchen nach Austern oder eßbaren Muscheln und anderen werthvollen Dingen, die oft der Grund des Meeres birgt, verspätet haben, eilen wie Geister schattenhaft, riesengroß dem Strande zu, den sie auch glücklich erreichen. Nur Er, der längst Erwartete, kommt noch immer nicht, und doch hat das Auge der Seemannswittwe schon seit ein paar Stunden sehnsüchtig nach ihm aus allen vier Fenstern des niedrigen Zimmers ausgelugt.

Endlich, als im Nebel Strand, Dünenkegel, Meer und die zackigen Formen der Häuser auf den

Halligen verschwinden, vernimmt sie Schritte, und gleich darauf begrüßt sie der „gute Abend“ des Sohnes.

„Guten Abend, Uwe,“ versetzte die Mutter. „Du warst wieder in den Dünen?“

„Ja, Mutter, in den Dünen, auf den Dünen, wie Du willst.“

„Es wäre besser, Du unterließest diese Spaziergänge. Es ist nicht immer geheuer in diesen unheimlichen Sandwüsteneien, denn mancher arme Schiffbrüchige, den das Meer lebendig an den Strand warf, schläft unter der Düne, oder seine gebleichten Gebeine sind später ein Spiel der Meereswellen geworden. Es ruft mehr als Einer um Rache wegen schändlicher Ermordung durch die Hand frecher Strandräuber.“

„Geister fürchte ich nicht, Mutter,“ erwiederte Uwe. „Ich habe Niemand betrogen, Niemand erschlagen, das Meer und die Dünen aber kann ich nicht meiden. Dahin ruft mich der Geist meines Vaters.“

„Der Geist Deines Vaters!“ wiederholte die Mutter traurig. Er wird Dich so lange rufen, scheint's, bis dieser Geisterruf die Stimme der lebenden Mutter übertönt. Fehlt Dir etwas bei mir? Haben wir nicht zu leben?“

„Müssiggang ist kein Leben," sprach Uwe mißmuthig. „Ich will wirken, schaffen, der Welt dienen und nützen. Du hast Recht, Mutter, des todten Vaters Stimme wird mich in die See locken."

Die Mutter, eine jener hohen und ernsten Frauengestalten, wie man sie häufig auf den nordfriesischen Inseln trifft, drückte den Sohn an sich und sagte:

„Sprich nicht so freventlich, lieber Uwe! Ich bin lange mit mir zu Rathe gegangen, was ich thun soll. Da ich nun zu keinem Entschlusse kommen konnte, weil Liebe und Selbstsucht immer von Neuem mein Urtheil berückten, wendete ich mich in vergangener Nacht im Gebete zu Gott und flehte ihn an, er möge mich erleuchten, mich das Rechte finden lassen. Darauf träumte mir, Dein Vater kehre zurück, setze sich zu mir, wie er sonst zu thun pflegte, und fing ein freundliches Gespräch mit mir an. Er fragte auch nach Dir, Uwe, denn Du warst nicht zugegen. Da klagte ich ihm meine Noth, meine Angst, und erzählte ihm von Deinem ruhelosen Umherstreifen. Er hörte mir zu, gab mir am Schluß meiner Erzählung die Hand, die ich noch zu halten glaubte, als ich erwachte, und sagte mit seiner liebevollen, festen Stimme: „„Der Junge muß in die

Welt, lieb' Weib, er muß Salzwasser kosten, sonst wird er ein Träumer!"" Damit zerfloß mein Traumbild, ich erwachte gestärkt, und nur die Empfindung, als fühle ich noch seine Hand in der meinigen ruhen, blieb von der Traumerscheinung zurück."

„Hat es Deine Ansicht geändert, Mutter?" forschte Uwe ungeduldig weiter. „Wird die Stimme des todten Vaters im Traume sich im Leben für Dich zu einem Befehle verwandeln?"

„Mein lieber Sohn," versetzte die Mutter, „Eltern, die ihre Kinder wirklich lieben, können für diese viel thun, große Entbehrungen sich auflegen und die schmerzlichsten Opfer bringen. Ich liebe Dich, Uwe, das weißt Du. Du bist des Vaters Ebenbild, den ich nie wiedersehe im Leben, dessen Bild nur unverlöschbar in meinem Herzen steht. Lasse ich Dich von mir gehen, so zerreiße ich mit eigener Hand mein Herz, und schaffe mir Qualen, die ich im Voraus nicht einmal ermessen kann. Dennoch thue ich es, denn mein eigenes Kind wird ja durch mein Leiden glücklich. Ja, Uwe, ich habe mich selbst schon besiegt. Des Vaters Ermahnung im Traum ist für mich ein Befehl. Du hast Freiheit zu gehen, wohin die Sehnsucht, der Drang nach Thaten Dich zieht, ich werde Dich von jetzt an nicht mehr halten."

Die feste, wohlwollende, aber doch auch von Wehmuth durchbebte Stimme der Mutter rührte den Sohn tief und erweckte einige Augenblicke lang andere Empfindungen in seinem Herzen. Kaum aber hatte sie ausgesprochen, da bemächtigte sich auf's Neue die alte Leidenschaft für die See seiner Seele, und glücklich in der Gewißheit, er dürfe seinem Herzensdrange jetzt folgen, vergaß er den Schmerz der Mutter, drückte sie liebkosend an sich und überließ sich der ausgelassensten Fröhlichkeit.

„Du sollst sehen," sprach er, „mir bleibt das Glück treu, ich kehre bald wieder zurück, lege mein Erspartes in Deine Hände, pflege mein gutes, herziges Mütterchen, umgebe sie mit allen Bequemlichkeiten, deren ich habhaft werden kann, ziehe dann wieder hinaus auf schnellsegelndem Fahrzeuge, um Glück und Ehre zu erringen, und habe ich's in einer Reihe von Jahren bis zum Capitain gebracht, dann bleibe ich ein ganzes Jahr daheim, suche mir ein junges Weib aus, verheirathe mich und fahre zum letzten Male über den Ocean, um einen recht glücklichen Zug zu thun. Gelingt auch dieser, was ich glaube, dann übernehme ich einen Gemeindeposten und bleibe bei Dir, so lange es Gott gefällt."

Ein Lächeln spielte um den Mund der Mutter bei diesen wohlgemeinten Herzensergüssen des Sohnes. Sie erkannte die gute Gesinnung, aber sie konnte doch keine belebende Hoffnung darauf gründen. Wie launenhaft, tückisch grausam die See war, das hatte sie nur zu oft erlebt; denn nicht blos den Gatten hatte das Meer ihr geraubt, dieses selbe Meer verschlang früher ihren Großvater, einen Bruder und mehrere nahe Verwandte. Gerade die Erinnerung an diese schweren Verluste, die sie alle in den Jahren, wo sie schon selbst urtheilen konnte, trafen, machte sie bei jedem Sturm erbeben und ließ sie wünschen, ihr Sohn möge sich einen andern, dem Rasen der Elemente nicht so unterworfenen Lebensberuf wählen.

„Wir müssen Alle das Unabwendbare tragen," sprach sie mit Ergebung. „Seit dem geistigen Zwiegespräch mit der auf Momente heimgekehrten Seele meines Mannes in vergangener Nacht füge ich mich Allem. Ich nehme an, es ist Dir bestimmt, in des Vaters Fußstapfen zu treten, da sein seliger Geist es so will. Darum gehe in Gottes Namen die Wege, die er Dir zeigt. Deine Hoffnungen werden sich der Bestimmung gemäß dann gewiß erfüllen."

Die Mutter sprach dies Alles so ganz resignirt,

daß der Sohn nicht eigentlich froh dabei werden konnte. Er hatte sich vorgenommen, auch wieder auf das Verlassen des ererbten Hauses nebst Garten und Ländereien zurückzukommen, die traurige Ergebenheit der Mutter aber, die schon jetzt um seinen Weggang klagte, hielt ihn davon zurück.

Er trat an's Fenster und betrachtete den weitgestreckten Hügelwall der Dünen. Der Abendnebel hatte sich verzogen, die Luft war klar, hell funkelten die Sterne am Himmel. Der Vollmond stand glänzend über den Dünen und bestreute jetzt ihre emporragenden Kuppen mit blendendem Silber. Weiter links schimmerte das Meer in leis zitterndem Feuer. Auch der Schwall der Brandung, welche hinter den Dünen an dem steilen Strande sich brach, war in regelmäßigen Pausen zu vernehmen.

Uwe Bleiken heftete seine Augen auf den Garten. Unter der grünbelaubten lebendigen Hecke, die ihn umfriedigte, und welche der junge Bleiken mit ausdauernder Sorgfalt gepflegt hatte, bemerkte er glänzend weiße Stellen. Er riß das Fenster auf, um deutlicher sehen zu können, und sein Herz klopfte unruhiger.

„Sand," sprach er still zu sich selbst, um die Mutter, welche das Spinnrad drehte und in ihrer altfriesischen Tracht einer Nonne glich, nicht in ihren

Gedanken zu stören, „Sand, Dünensand! Es ist unmöglich ein Vordringen aufzuhalten. Es bedarf keines Orkans mehr, ein einfacher, starker Wind schon reicht hin, alles zunächst liegende Land diesem zudringlichen Sandstaube zum Raube werden zu lassen. Wir kämpfen vergeblich gegen diesen entsetzlichen Feind, der einem noch gefährlicheren Angreifer, der Woge, weicht. Die Bewohner Rantums thun recht, daß sie eine Heimath aufgeben, welche dem Verderben bestimmt, dem Untergange rettungslos verfallen ist. Jenen fruchtbaren Länderstrichen, die an den Saum der Wüste stoßen, geht es ja nicht besser. Wie unsere Insel der Dünensand überschüttet, wo Wind und Wellen sie in bewegliches Land verwandeln, so begräbt der Wüstensand die herrlichsten Fruchtgärten, wirbelt ihn der Samum mit höllenheißem Athem berghoch auf. Es bleibt nichts übrig, wir müssen den Andern uns anschließen. Das ist auch ein Unabwendbares, das man mit dem bloßen Willen nicht besiegen kann.“

Uwe schlief wenig in der Nacht, welche diesem Abende, der seinen heißesten Wünschen Erfüllung gebracht hatte, folgte. Er war zu aufgeregt und Bilder der Zukunft umgaukelten seine schwärmerische Phantasie. Auch die Mutter floh der Schlaf, denn ihr war das Herz schwer, und was den Sohn in

Entzücken schwelgen machte, das verursachte ihr Pein. Undankbar war die Seemannswittwe nicht, eben so wenig ungläubig. Sie hätte eher für fromm gelten können, wenn nur ihre Frömmigkeit nicht von allerhand abergläubischen Auswüchsen verunstaltet worden wäre. In der schmerzensreichen Bangigkeit dieser Nacht aber, welche ihre Seele befiel, wünschte sie sich zum ersten Mal in ihrem Leben den Tod. Das hatte sie selbst damals nicht gethan, als sie die Trauerbotschaft von dem Tode des Gatten erreichte. Damals lebte ihr ja noch der Sohn, das Ebenbild des Entrückten, an dem sie ihr Auge weiden, dem sie ihre ganze Liebe zuwenden, den sie sich erziehen konnte, wie das Bedürfniß ihres Herzens es wünschte. Alle diese Hoffnungen und Tröstungen hatte sie jetzt selbst mit einem einzigen Worte begraben. Die Zusage, welche sie dem Sohne gegeben, daß er Freiheit habe, seinen Neigungen zu folgen, war die erste Hand voll Erde, die sie auf ihr Herz warf, um es langsam ganz damit zu überschütten. Wer mochte sie verurtheilen, daß sie einen raschen Tod langsamem Verwelken oder schmerzvollem Hinsiechen vorzog?

Der junge Bleiken, den die aufgehende Sonne schon wieder auf seiner Ausschau zwischen zwei geschützten Dünenkegeln sah, eilte hoffnungsfroh nach

dem Hause seines väterlichen Freundes. Er traf Booysen, wie er eben beschäftigt war, an seinem vor dem Hause stehenden Flaggenstock eine neue Flagge aufzuhissen, da die alte beim letzten heftigen Wehen zerrissen war. Schon von Weitem rief er, die Mütze triumphirend schwenkend, dem Schiffscapitain zu, er sei frei und habe die Erlaubniß, zur See zu gehen, wann und mit wem er wolle.

Booysen freute sich aufrichtig dieser Sinnesänderung der Wittwe Bleiken, gab dem jungen Uwe nochmals die Versicherung, daß er ihn begleiten solle, und versprach, unverweilt mit seiner Mutter auch die so wichtige Angelegenheit hinsichtlich der Wahl eines neuen Wohnortes zu besprechen.

„Wir dürfen nicht zögern, mein Junge,“ sagte Booysen. „Weiber sind veränderlich, wie das Wetter im April oder der Wind in den Aequinoctien. Eine günstige Stimmung bei ihnen muß man gerade so benutzen wie eine frische Brise. Wartet man lange, so läuft der Wind in ihren Köpfen regelmäßig um, und wird ganz conträr, und dann kann man auf und ab um sie kreuzen, daß alle Segel reißen, es ist ihnen nicht wieder nahe zu kommen. Merke Dir das, Junge! Kommt Dir später einmal ein junges Frauenzimmer in Deinen Segelstrich, nett und sauber aufgetakelt, Vormars-

segel weder ganz noch halb gerefft, Stängen, Spieren und Raaen blank, dann laß ihre Schooten fliegen und schneide ihm den Wind ab. Glaub' mir, solch Frauenzimmer läßt sich kapern, wenn man nicht lässig ist! Legst Du Dich aber, wie das bei den Landratten Sitte ist, auf's Kreuzen, so geht es unter zehn Fällen neun Mal mit vollen Segeln durch."

Uwe Bleiken verstand Booysen sehr gut und nahm sich dessen Unterweisungen gern zu Herzen. Auch ihm wollte bedünken, der Zeitpunkt, die Mutter aus ihrem Wohnorte durch überzeugende Gründe zu locken, sei trefflich gewählt, und deshalb bat er den Capitän, er möge sein Versprechen wahr machen.

„Ich bin auf der Stelle bereit, Dich zu begleiten," sagte Booysen.

„Bis an die Feldmark des Nachbars gehe ich gern mit," versetzte Uwe, „dann aber wende ich mich seitwärts. Ich glaube, Du richtest allein mehr aus, als wenn ich mit dabei bin. Es könnte die Mutter, hat sie mich vor Augen, ihr erstes Versprechen reuen und gerade diese Reue dann Ursache werden, daß sie sich vor einer zweiten Zusage, die ebenfalls nicht nach ihrem Sinne ist, wohl hütet."

„Bist vorsichtig, Uwe, das freut mich," sagte Booysen. „Wirst, wie ich aus Allem entnehme, ein tüchtiger Seemann werden. Wer Unglück vorbeugen will, der schickt die halbe Equipage unter Deck, wenn der Sturm losbricht, und ruft sie erst zu Hilfe im Augenblicke drohender Gefahr."

3.

Nach einer lange dauernden Unterredung mit der Wittwe Bleiken trat Booysen verstimmt den Heimweg an. Uwe erwartete den väterlichen Freund in dessen Wohnung, da er die Besprechung desselben mit seiner Mutter nicht stören wollte.

„Als Bekehrer würde ich schlechte Geschäfte machen," sprach Booysen. „Ich bin doch sonst nicht gerade wortfaul, auch nicht um Gründe verlegen, dennoch —"

„Die Mutter hat nicht eingewilligt?" unterbrach ihn der junge Bleiken.

„Rund heraus erklärt hat sie mir, daß ich mir keine Mühe geben solle, sie wankend machen zu wollen in ihrem einmal gefaßten Entschlusse," fuhr Booysen fort. „Gründe mag sie nicht hören, weil sie überhaupt nicht hören will. Was sich auch ereignen möge, gab sie auf alle meine Einwürfe zur Antwort, ihre Gesinnungen würden immer dieselben bleiben. „„Ich habe ihm nachgegeben,""

sprach sie, „„weil der Geist meines Mannes auf meine bittende Frage eine so bestimmte Antwort gab. Mein Sohn geht von mir und ich lasse ihn in Gottes Namen ziehen. Mir bleibt nichts mehr übrig, als die Erinnerung an den verlorenen Gatten, an den fernen Sohn, dessen Rückkehr ich erflehe, kaum aber erwarte. Soll ich denn zur Vermehrung meiner Schmerzen auch noch alle die kleinen stummen Zeugen meines früheren Glückes von mir stoßen? Soll ich das Fleckchen Erde meiden, wo ich mich dereinst glücklich fühlte und das mir noch lieber geworden ist durch die Leiden, die ich hier erleben mußte? Verlangt das nicht von mir, Booysen, ich kann und darf Euch nicht anhören! Gewiß, Rantum wird eines Tages untergehen, wie so viele Striche dieses Landes schon untergegangen, vom Meere verschlungen worden sind. Aber so lange mir zu leben beschieden ist, wird die Dünenkette stehen bleiben und den Wogenschwall des Meeres abhalten.““

„Arme Mutter,“ seufzte Uwe. „Bei ihrem starren Sinn und ihrer rührenden Anhänglichkeit an die dürre Scholle, auf der sie lebt, wird sie zuletzt von den Wenigen, die ihr jetzt noch Gesellschaft leisten, allein zurückbleiben, ein stilles, graues, von Niemand mehr gekanntes Dünenweib!“

„Ich konnte unmöglich länger in Deine Mutter dringen, Uwe," sprach Booysen. „Ihre Festigkeit imponirte mir, ja, ich möchte beinahe sagen, sie flößte mir Bewunderung ein. Ich versprach ihr deshalb, für Dich wie ein Vater zu sorgen, Dich zu einem tüchtigen Seemann auszubilden und, sobald mir dies gelungen sein würde, Dir einen guten Rheder zu verschaffen. Dies schien sie etwas zu erheitern, sie reichte mir dankend die Hand, und wir sind als gute Freunde von einander geschieden."

Einige Wochen nach dieser Unterredung segelte der junge Bleiken auf einem von Booysen befehligten Vollschiffe nach dem mittelländischen Meere. Er blieb beinahe ein Jahr aus, erlebte aber in dieser Zeit außer einem Strauß mit tunesischen Piraten, der glücklich für den Sylter Capitän und seine Mannschaft ausfiel, und wobei Uwe Peter Bleiken nur einen Streifschuß erhielt, wenig Erhebliches. Desto mehr Gelegenheit verschaffte diese Reise dem Jüngling, Kenntnisse verschiedenster Art einzusammeln, unter Booysen's liebevoller Leitung in der Schifffahrtskunde sich zu vervollkommnen, Menschen und Länder kennen zu lernen. Booysen selbst war mit Uwe in jeder Hinsicht zufrieden und versprach ihm schon auf der Rückreise, daß er ihn für die nächste Fahrt als Vollmatrose heuern werde.

Die Mutter freute sich der glücklichen Heimkehr des zu einem kräftigen Jüngling aufgeschossenen Sohnes. Sie war rüstig und munter, und Uwe fühlte sich höchst glücklich, ein paar Monate bei ihr verleben zu können. Auch sonst hatte sich wenig verändert. Der kleine Ort war mit Ausnahme der drei oder vier Bewohner, welche ihre Häuser schon vor der Abreise des jungen Bleiken abzubrechen sich entschlossen hatten, noch immer bewohnt, und es schien nicht, als wollten die Zurückgebliebenen dem gegebenen Beispiele alsbald folgen. Uwe's Mutter hatte auch nichts von einem dahin zielenden Entschlusse ihrer Nachbarn vernommen, eben so wenig war ein wirklicher Befehl Seitens der Landschaft an die Bewohner Rantums ergangen, sich anderswo anzusiedeln. Nur Feldmesser und Düneninspectoren waren verschiedene Male dagewesen, um die Breite und Höhe der Sandberge zu messen.

Uwe konnte sich dies Geschehenlassen sehr gut erklären. Der letzte Herbst war nicht stürmisch gewesen, auch im Frühjahr gab es nur einige kurze, fliegende Stürme, und zwar meistentheils aus Süden. Diese Stürme hatten im Bau der Dünen selbst wenig verändert, noch weniger ihre Lage verrückt. Dennoch bemerkte der junge Bleiken ein Vorschreiten derselben landeinwärts. Als er im ver-

gangenen Sommer die Insel verließ, fiel der Dünensand erst an einzelnen Stellen in die lebendige Hecke des Gartens, dem er so große Pflege gewidmet und für die Mutter zu einem angenehmen Aufenthaltsorte gemacht hatte, jetzt sah man nur hin und wieder aus der weiß schimmernden Sandwelle einen absterbenden Zweig des völlig verschütteten Zaunes hervorragen. Die Umfriedigung des Gartens bestand auf der den Dünen zugekehrten Seite aus einem festen breiten Walle des feinsten Dünensandes.

Uwe machte die Mutter auf diese Veränderung aufmerksam und schlug vor, um der weiteren Verschüttung wenigstens für die nächsten Jahre entgegenzuarbeiten, eine hohe Bretterwand aufzuführen. Die Mutter wollte aber nichts davon hören, indem sie behauptete, ihr Sohn irre sich; der Zaun sei schon im vorigen Jahre verschüttet gewesen und der letzte Winter habe kaum ein Sandkorn in eine andere Lage gebracht. Uwe war somit genöthigt zu schweigen und der Mutter ihre Ueberzeugung und ihren Willen zu lassen.

Der junge Bleiken begann jetzt wieder seine Besuche in den Dünen. Auf einer dieser Streifereien begegnete er einer Gesellschaft Insulaner, die zu ihrem Vergnügen einen Ausflug in die Sandwüste-

neien gemacht hatten. Die älteren Männer darunter stellten dabei auch interessante Forschungen an und manches für Jüngere belehrende Wort ward gesprochen. Uwe war es besonders interessant zu hören, daß vierzig Jahre früher da, wo jetzt die Dünenhügel zum Theil in beträchtlicher Breite das Land bedeckten, noch fruchtbares Land gewesen sei, wo man Roggen und Gerste gebaut und Heu geerndtet hatte.

„Wie wird es nach Verlauf von abermals vierzig Jahren hier aussehen!“ sprach einer der Strandvoigte, welche die zahlreiche Gesellschaft begleiteten. „Vielleicht brandet dann das Meer da, wo jetzt der Sand hohe Spitzen gipfelt, vielleicht auch macht dies wandernde Dünengebirge eine Bewegung rückwärts, obwohl dies nicht wahrscheinlich ist, oder es gelingt wohl auch dem erfindungsreichen Menschengeiste, diese zerstörenden Sandwellen, die zugleich ein Segen und die einzigen wirklichen Wogenbrecher des stürmenden Oceans sind, in feste Grenzen zu bannen.“

Uwe, gewandt und durch seine Reisen und den bildenden Umgang mit Booysen, der ihn ganz als Sohn behandelte, abgeschliffener als die Mehrzahl seiner Collegen, trieb mancherlei Scherze mit den jüngeren Mädchen, erzählte den Leichtgläubigen

allerhand Wunderdinge von seinen Erlebnissen, wobei er es mit der Wahrheit nicht allzu genau nahm, weil er bemerken konnte, daß gerade das Unglaubliche seine munteren Zuhörerinnen am meisten fesselte. Zuletzt kam er auch auf das Gefecht mit den tunesischen Seeräubern. Diese vollkommen begründete Erzählung allein wagten die jungen Sylterinnen zu bezweifeln.

„Das ist doch wohl jetzt nicht mehr möglich," sagte die schlanke, graziöse Rana aus Tinnum, die einzige Tochter eines der wohlhabendsten Einwohner der ganzen Insel. „Früher habe ich wohl gehört, daß Seefahrer und darunter auch Eingeborene unseres Eilandes heftige Kämpfe mit den wilden Bewohnern des Mohrenlandes zu bestehen hatten, sogar Gefangennehmungen sind vorgekommen, und mancher Verschollene, den man im Meere begraben glaubte, ist vielleicht in der Sclaverei unter den Ungläubigen elend verschmachtet; aber jetzt, in unsern Tagen!"

„Dennoch sage ich nur die Wahrheit, liebe Rana," sprach Uwe, dem es ganz angenehm war, das junge blühende Mädchen, das fast in gleichem Alter mit ihm stand, zu so lebhafter Erwiederung veranlaßt zu haben. „Frage Capitän Booysen, den ich dort, vom schönen Tage gelockt, gerade auf die Dünen zuschreiten sehe."

Rana erwiederte schelmisch, sie werde es thun, und wenn Uwe ihr habe etwas aufbinden wollen, solle er schwer dafür büßen.

Die Bestätigung der Erzählung des jungen Bleiken, die bald darauf durch Booysen erfolgte, machte einen tiefen Eindruck auf Rana.

„Mein Gott," sprach sie, die Hände zusammenfaltend, „das ist ja ganz entsetzlich! Da müßten wir, die wir daheim bleiben, wenn unsere nächsten Verwandten, unsere liebsten Freunde an Bord eines Schiffes gehen, das jene räuberischen Küsten anzulaufen bestimmt ist, vor Angst ja eigentlich verschmachten. Mein Bruder, der vier Jahre weniger zählt, als ich, will ebenfalls Seemann werden. Ich habe große Lust, ihm davon abzureden."

„Das wird Dir nicht gelingen," erwiederte Uwe. „Konnte doch meine Mutter mich nicht halten, so ungern sie mich ziehen sah. Wir Nordfriesen sind nun einmal Meer- und nicht Landmenschen. Und starrte uns der Tod aus tausend Augen an, wir ließen uns doch nicht abschrecken. Vor den Muselmännern aber fürchten wir uns gar nicht mehr." —

Rana schwieg zwar auf diese Versicherung Bleiken's, beruhigt aber war sie dadurch nicht. Sie wollte Sicherheit haben und wandte sich des-

halb abermals mit einer Belehrung begehrenden Frage an Capitän Booysen.

„Im Allgemeinen, mein liebes Kind," versetzte dieser, „muß ich Uwe Bleiken beipflichten. Wir sind durch traurige Erfahrungen klüger und vorsichtiger geworden; denn mehr als Einer unserer Vorfahren fiel jenen Unbarmherzigen in die Hände. Fanden auch nicht Alle den Tod, so mußten sie doch lange Jahre hindurch in der Sclaverei schmachten, wenn sie nicht durch ein glückliches Ungefähr entflohen, oder durch Erlegung eines großen Lösegeldes die Freiheit ihnen wiedergegeben werden konnte. Einzelne freilich machten auch ihr Glück im Mohrenlande, wenn sie mit seltenen Gaben ausgerüstet waren, ihren Glauben abzuschwören sich entschlossen, oder ihn doch beharrlich, wenn auch nur zum Schein, verleugneten. Die Gedenkbücher mancher Familie unserer Insel enthalten die merkwürdigsten Schicksale solcher Verschlagenen, die unter den Muselmannen in Tunis, Tripolis, Algier und Marokko zu großen Ehren kamen und entweder für ihre ganze Lebenszeit dort blieben, oder erst spät, nachdem es ihnen gelungen war, sich von ihren eingegangenen Verpflichtungen frei zu machen, reich begütert wieder in die ursprüngliche Heimath zurückkehrten. Gefährlich indeß bleibt es immer, jene Gewässer zu befahren. Soll der

Führer eines großen Handelsschiffes ganz sicher vor Unglück sein, das ihm von Seeräubern droht, so muß die Flagge, die er führt, auch an dem Mast eines Kriegsschiffes flattern, das auf den bedrohten Gewässern kreuzt."

Nana wiederholte darauf, sie würde, nachdem sie dies erfahren habe, ihre ganze Beredtsamkeit aufbieten, um den Bruder andern Sinnes zu machen, den jungen Bleiken aber bat sie schwesterlich zutraulich, er möge doch, sollte er je wieder in die Nähe jener gefahrvollen Küsten kommen, recht vorsichtig sein, stets bewaffnet bleiben und überfiele dies abscheuliche Räubergesindel das Fahrzeug, auf dem er sich befinde, tapfer drein schlagen und sich nie und nimmer ergeben. Lieber wolle sie ihn todt als gefangen wissen.

Die letzten Worte sprach das blühende Mädchen mit solcher Herzenswärme, daß Uwe tiefer in ihr leuchtendes himmelblaues Auge sah.

„Ich verspreche Deinem Rathe zu folgen," versetzte er, „Du mußt mir aber ein Gegenversprechen leisten."

„Gern, wenn ich kann."

„Daß, wenn ich fern von hier sein werde, Du oft an diesen Spaziergang und dieses Gespräch Dich erinnern willst."

Rana schlug erröthend die Augen nieder, indem sie dem jungen Bleiken die Hand reichte und mit leise zitternder Stimme versetzte: „Ich glaube beinahe, es würde mir schwerer werden, das Gegentheil zu halten.“

Uwe war glücklich über diese Antwort und nahm Rana beim Abschiede noch ein zweites Versprechen ab, nämlich die Erlaubniß, daß er ihr, ehe er die Insel wieder verlasse, persönlich Lebewohl sagen dürfe.

Diese lebhafte Unterhaltung seines Schützlings mit der lieblich aufblühenden Rose von Tinnum, wie man Rana allgemein nannte, war Booysen nicht entgangen, und er nahm sich vor, das Begegnen der jungen Leute auch fernerhin zu begünstigen, weil er glaubte, eine sich zeitig entwickelnde Neigung werde dem stark abenteuerlustigen Bleiken einen wohlthätigen Zügel anlegen. Rana ward deshalb in Booysen's Haus eingeladen, wo dann Uwe seine Bekanntschaft erneuerte und in erwünschter Weise engere Beziehungen anknüpfte. Als anderthalb Monate später der junge Seemann wieder auf Reisen ging, hatte zuvor im Stillen eine Verlobung Statt gefunden. Zwar ward nichts darüber veröffentlicht, aber es sprach so ziemlich die halbe Insel davon. Die häufigen Zusammenkünfte der jungen Leute

und namentlich ihre Spaziergänge am Meeresufer und ihr langes Verweilen auf den Dünen waren Grund genug, um die Leute den wahren Sachverhalt errathen zu lassen.

Der Abschied von seiner Mutter ward Uwe diesmal schwerer als beim Antritt seiner ersten Reise. Einen Grund dafür wußte er selbst nicht anzugeben. Er versprach, im ersten Hafen, wo Booysen anlegen würde, zu schreiben, und schied mit der Versicherung, daß er spätestens nach Jahresfrist wiederzukommen gedenke. Dann wolle er das Steuermannsexamen machen, Rana heimführen und eine Häuslichkeit sich gründen und wenn es der Mutter in dieser Häuslichkeit gefalle, könne sie ja von dem entlegenen, immer einsamer und öder werdenden Rantum zu ihm nach dem lebhafteren und wohnlicheren Tinnum ziehen. Die Mutter sagte halb und halb zu, und Uwe verließ mit bewegtem Gemüthe die Heimathinsel, wo diesmal zwei Herzen für sein Wohl zitternd und zagend zurückblieben.

4.

Ein Jahr und vier Monate waren schon vergangen und Capitän Booysen ließ noch immer auf seine Rückkehr warten. Ein einziges Mal nur hatten die Angehörigen der auf seinem Schiffe dienenden Mannschaft Nachricht erhalten, und zwar aus Malaga. Diesen Nachrichten zufolge ging Alles nach Wunsch. Die Reise war glücklich gewesen, Alle befanden sich wohl. Als nächsten Bestimmungsort des Schiffes bezeichnete Uwe in seinen an die Mutter und Rana gerichteten Briefen die Insel Malta. Später lief keine Nachricht mehr ein. Das Schiff schien gänzlich verschwunden zu sein. Uwe's Mutter, bei welcher die liebende Rana häufig verkehrte, zeigte eine merkwürdige Fassung. Sie gedachte mit keiner Sylbe des Sohnes, als nach Monate langem Harren noch immer jede Kunde ausblieb. Erst als die häufigen Fragen des geängstigten Mädchens in Klagen und lautes Jammern

übergingen, schien Leben in die Schweigsame, in gewohnter Weise stets Thätige zu kommen.

„Mein liebes Kind," sprach sie, „wer einem Seemanne sein Herz schenkt, der muß sich gleichzeitig auch einen zierlichen kleinen Sarg machen lassen, in dem er es zu jeder Stunde ganz still begraben kann. Hättest Du mich um Rath gefragt, als Du mit Uwe in den Dünen herumliefst und dabei so warm wardst, daß Du Dich in ihn verliebtest, ich hätte Dir abgerathen. Mir ist es gerade so gegangen, wie es Dir allem Anscheine nach ebenfalls gehen wird. War je ein Mädchen vernarrt in seinen Bräutigam, so war ich es in meinen Lars. Trotzdem mußte er doch ertrinken. Ich dachte Anfangs, ich wollte mich zu Tode weinen; der Mensch hält aber mehr aus, als er gewöhnlich glaubt, und so vertrocknete nach und nach der Quell meiner Thränen. Den Uwe wollte ich nicht wieder von mir lassen, weil ich die Tücken des falschen Meeres kenne. Er ließ sich aber nicht halten. Nun wird der Vater ihn nachgeholt haben. Also mein liebes Kind, folge meinem Beispiele, begrabe Dein Herz, werde still wie ich und hilf mir spinnen, bis der Tod unsere Sterbekleider vollendet hat. Dann lassen wir uns zusammen begraben hier auf dem alten Kirchhofe, wo in Zukunft gewiß einmal die Meereswoge sich bricht."

Die hohe, kühle Frau sagte dies Alles so ruhig mit einer so entsetzlichen Resignation, daß dem jungen Mädchen ein Grauen ankam. Nana wäre, gern entflohen, hätte die Mutter ihres Geliebten gern für immer gemieden, allein es fehlte ihr dazu Kraft und Selbstständigkeit. Die ernste Seemannswittwe mit den bleichen, unbeweglichen Zügen übte eine Gewalt aus über das blühende Mädchen, welcher dieses sich nicht entreißen konnte. So kehrte denn Nana immer und immer wieder zur Mutter ihres Verlobten zurück, hörte ihren Erzählungen und eigenthümlichen Tröstungen zu, und ward dadurch wirklich gefaßter und stiller. Ihre Sehnsucht freilich schwärmte weit hinaus über die Wogen, und wenn der Schlaf ihre müden Augen schloß, weilte ihr Geist bei Uwe.

Unter hoffnungslosem Harren nahte so der zweite Winter heran. Viele Schiffer kehrten heim, diese aus dem nördlichen Eismeere, jene aus den ost- und westindischen Gewässern. Auch aus dem mittelländischen Meere, von den Küsten Syriens, den Mündungen des Nil und aus den Hafenplätzen der hauptsächlichsten Inseln kamen mehrere Schiffe zurück, auf denen Sylter dienten. Sichere Kunde von Capitän Booysen und seinem Fahrzeuge brachte Keiner mit, es ließ sich aber annehmen, daß Schiff

und Mannschaft in einem plötzlich losbrechenden Orkane, der furchtbare Wasserhosen bildete, gänzlich zu Grunde gegangen seien. Schiffstrümmer waren bald nachher in Menge an verschiedenen Orten der Küste angetrieben, und gerade der zerbrochene, beschädigte Zustand dieser Trümmer bestätigte die Vermuthung, daß gewaltige Elementarkräfte bei der Zerstörung dieser Schiffe thätig gewesen sein mußten.

„Ich wußte es,“ sprach die Wittwe Bleiken, als man ihr diese Nachrichten überbrachte. Darauf legte sie Trauerkleider an, besorgte still und ernst wie immer ihre häuslichen Geschäfte, und gedachte des verschwundenen Sohnes mit keiner Sylbe mehr.

Desto tiefer war der Schmerz Rana's, laut aber ließ ihn auch das junge Mädchen nicht werden. Man sah sie jetzt häufiger als sonst die Dünen besuchen, wo sie Uwe Bleiken kennen gelernt und bald nachher glückliche Stunden mit ihm verlebt hatte. Von solchen Besuchen kehrte sie gewöhnlich bei Uwe's Mutter ein, die noch immer still in ihrem Hause saß und gleichgiltige Blicke auf die säuselnden Sandwellen warf, die schon seit Wochen den ganzen Garten überrieselten.

„Es wird Zeit, daß Du ausziehest,“ sprach dann die besorgte Rana, als der dritte Herbst mit

seinen Stürmen hereinbrach. „Außer dem Strandvoigte lebt jetzt Niemand mehr in Rantum.“

„Das Haus und die Düne hält mich aus,“ versetzte die starrsinnige Wittwe. „Sei nur ganz ruhig, ich kenne mich, und weiß, daß ich nur wenige Wochen noch zu leben habe. Er, der mich zuerst verließ, und der mir später auch den Sohn abverlangte, damit er nicht allein schlafen müsse auf kühlem Meeresgrund, ist vor einigen Tagen geistig wieder bei mir gewesen. Ich habe lange mit ihm gesprochen und könnte Dir unsere ganze Unterredung wiedererzählen, wüßte ich nicht, daß Du vor solchen Erzählungen Dich entsetzest. Darum will ich lieber schweigen. Nur soviel wisse: ehe der Dünensand mir die Hausschwelle verschüttet, bin ich bei meinen Lieben.“

War dies ein Voraussehen des Zukünftigen oder tändelte der Wahnsinn mit dem Geiste der vielgeprüften Frau? Rana wagte weder das Eine, noch das Andere zu behaupten, aber sie machte dem Strandvoigte Anzeige von dem seltsamen Wesen der Wittwe und empfahl ihm, ein beobachtendes Auge auf die Einsame zu richten. Ihre eigenen Besuche setzte Rana ununterbrochen fort, ohne daß sie eine auffallende Veränderung in dem Wesen der Wittwe bemerken konnte.

Da brachen die Stürme aus Westen los und hinderten Rana an ihren gewohnten Ausflügen. Die ganze Insel bebte unter dem Rasen der Windsbraut, die Luft war dick von Nebel und wer in der Nähe der Dünen wohnte, der mußte beim Athmen vorsichtig sein, um nicht zu viele feine Sandtheilchen zu verschlucken. Die Dünengipfel blieben unsichtbar, die Ausläufer nach Süden in die Spitze von Hörnum bedeckte ein schwerer gelblicher Dunst, der ein Gemisch aus Wolken und emporgewirbeltem Sand zu sein schien.

Am dritten Tage legte sich der Sturm. Rana wagte es, in Begleitung zweier Verwandten nach Rantum zu gehen, um zu erfahren, wie es der Mutter ihres verschollenen Verlobten in diesen trüben, wüsten Sturmtagen ergangen sein möge. Sie erschrak, als sie schon in einiger Entfernung die Verwüstungen des schrecklichen Unwetters gewahrte. Da, wo sonst der heitere Garten mit seinen Blumen prangte, zeigte sich jetzt ein beweglicher Sandhügel. Die Fenster des daran stoßenden Häuschens waren in den beiden Sturmtagen weit über die Hälfte vom Sande zugeweht, auch die Thürschwelle war verschüttet.

Rana's Herz pochte heftig, als sie nicht ohne Mühe durch die noch lockere, aber bereits mehr als

fußtiefe Sandschicht watete, um das Haus der Wittwe zu erreichen. Sie erinnerte sich ihrer letzten wunderlichen Worte, und es bangte ihr, daß der Einsamen während des Sturmes ein Unglück zugestoßen sein möge.

Die Thüre des Hauses war, wie gewöhnlich, nicht verschlossen. Sie wich dem Drucke der Hand leicht und gestattete den Eintritt. Außer einigen feinen Sandanhäufungen auf der Diele sah es hier noch so blank und sauber wie immer aus. Rana öffnete die Stubenthüre. Da erblickte sie die Gestalt der Wittwe in ihrem Sessel am Fenster. Mit auf die Brust gebeugtem Haupte saß die Mutter Uwe's da, als ob sie schlafe. Der Tod jedoch hatte ihre bleiche Lippen geküßt und sie dem Anscheine nach schmerzlos von aller Erdenqual erlöst. Da sie bereits ganz erkaltet war, mußte sie schon am vorigen Tage gestorben sein. Ihre Ahnung hatte die Seherin nicht betrogen. Mit der Sandwelle, die ihre Hausthüre überfluthete, schwang der Geist der Wittwe sich auf zum Jenseits. So hielt sie sich und Anderen Wort. Sie lebte und starb in dem Hause, in dem Zimmer, wo sie mit ihrem früh verschiedenen Gatten den Bund für Zeit und Ewigkeit geschlossen hatte, das sie als Lebende nicht zu verlassen mehr als einmal betheuerte. Rana beweinte die Todte,

als sei ihr eine Mutter gestorben. Ihre eigene Mutter hatte das junge Mädchen nicht gekannt. Sie bestand darauf, daß die Verstorbene, ihrem Wunsche gemäß die letzte irdische Ruhestätte auf dem Kirchhofe des nunmehr gänzlich verlassenen Ortes finden solle. Als ihre Verwandten Einwendungen dagegen machten, fand sie in dem Strandvoigte einen Fürsprecher.

„Die Mutter Uwe Peter Bleiken's wird da begraben, wohin sie gehört," sprach der Voigt sehr bestimmt. „Sie soll die letzte Leiche sein, die wir auf dem alten Kirchhofe feierlich beisetzen wollen."

Rana's Verwandte widersprachen nicht länger. Es ward ausgemacht, daß die Beerdigung der Wittwe zwei Tage später erfolgen sollte. Dieser Aufschub war nöthig, um der Todten die üblichen letzten Ehren zu erweisen. Allein im Rathe Gottes war es anders beschlossen.

Noch ehe Rana mit ihren Begleitern die Behausung der Verstorbenen verließ, fing es schon wieder an heftig zu wehen. Der Wind stand aber nicht fest, sondern lief häufig um, so daß er bald aus Süd und Südwest, bald wieder aus Südost, bisweilen sogar voll aus Ost blies. Dies schnelle Umlaufen deutete nicht auf einen festen Sturm aus einer bestimmten Himmelsgegend, und darum glaubte

selbst der erfahrene Strandvoigt nicht an die Wiederkehr eines längere Zeit anhaltenden verwüstenden Sturmwetters.

Wider alles Erwarten jedoch begann es schon gegen Abend fest aus Südwest zu stürmen, und zwar viel stärker als in den letzten Tagen. Während der Nacht artete der Sturm in einen förmlichen Orkan aus, der Eintritt des Vollmondes verursachte eine ungewöhnlich hohe Springfluth, die bedeutende Strecken fruchtbaren Landes auf der Insel unter Wasser setzte und großen Schaden anrichtete. Die Dünenkette war abermals im Nebelgrauen des Wetters kaum zu erkennen. Desto furchtbarer erklang das Donnern der Brandungswogen, besonders des Nachts, die mit unbeschreiblicher Gewalt gegen die Dünen schlugen, tiefe Thäler in die Sandhügel rissen, viele Gipfel derselben unterwuschen und zum Einsturz brachten; andere wieder löste der Sturm in Atome auf, entführte diese durch die Luft und setzte sie weiter unten auf der Ebene, welche der Sturm nicht berührte, in dichten Hügeln und breiten Sandfeldern wieder ab.

Dieser Sturm währte beinahe drei Tage. Am Nachmittage des dritten Tages zerriß die finstere Nebeldecke, blau und durchsichtig erglänzte die Luft über der Insel, es ward kalt, und schon in der Nacht

fiel starker Frost ein. Ein Blick der Insulaner auf die Dünen ließ sie gewahren, daß eine merkwürdige Veränderung mit denselben vorgegangen war. Sie zogen, namentlich am südlichen Ende und oberhalb des Ortes Rantum, in einer ganz anderen Richtung. Wo früher ebenes Land gewesen, da glaubten jetzt die Einwohner von Keitum und Tinnum hohe Kegel zu bemerken, und wo noch vor wenigen Tagen ein Bergwall stand, da blitzte im Sonnenlichte das Meer.

Von allen Theilen der Insel hatte die Südspitze, von den Syltern Hörnum-Odde genannt, am meisten gelitten, aber auch weiter nördlich waren die Zerstörungen groß. Der alte Ort Rantum war vollständig verschwunden. Nirgends ließ sich die Spur eines Hauses oder einer von Menschenhand herrührenden Anlage entdecken. Diejenigen, welche möglichst bald und in nicht geringer Anzahl dahin aufbrachen, fanden nur breite Felder rollenden Dünensandes, die weiter westwärts zu einem vielgegipfelten Dünenkamme emporstiegen. Wo der Ort gestanden, ließ sich nicht genau ermitteln, obwohl man ungefähr mit Hilfe weiter entfernter Feldmarken die Gegend angeben konnte.

Das gefräßige Meer, das schon seit Jahren gerade in unmittelbarer Nähe von Rantum die Düne unterhöhlt, eine Masse Land weggespült und die be-

weglichen Sandberge weiter östlich gedrängt hatte, mußte, worauf zahllose Anzeichen hindeuteten, durch die letzten Stürme ungewöhlich viel Land verschlungen haben. Der Strandvoigt, welcher bei Zeiten dem Verderben entronnen war, behauptete, der hohe Rücken der Dünen stehe gegenwärtig genau auf den Häusertrümmern des alten Rantum. Diese Behauptung gewann durch vorgenommene Messungen an Wahrscheinlichkeit, weshalb der anfänglich laut gewordene Vorschlag Einiger, die Wiederbloßlegung der noch vorhandenen Wohnungen zu versuchen, als völlig unausführbar aufgegeben wurde. So hatte denn der Geist Gottes im Sturme die Wittwe Bleiken, wie sie mehrmals gewünscht, im Dünensande begraben! Die Düne selbst war ihr Grabhügel und ihr Kirchhof, und statt der Menschen sang das brandende Meer der schmerzlos Entschlafenen Tag für Tag und Nacht für Nacht ein nie verhallendes Schlummerlied.

5.

Rana lebte seit diesen Ereignissen, die sie tief erschütterten, sehr zurückgezogen. Obwohl sie noch jung und blühend war, mied sie doch, wenn irgend thunlich, die Zerstreuungen und Erheiterungen ihrer Gefährtinnen. Ihr verlobter Bräutigam blieb verschollen, wie alle Uebrigen, welche damals mit Booysen die verhängnißvolle Reise nach dem Mittelmeere angetreten hatten. Sie durfte sich ihres gegebenen Wortes für entbunden achten, wenn sie wollte, und einen Anderen durch ihre Hand beglücken. An Bewerbern fehlte es dem noch immer jugendlichen und vermögenden Mädchen nicht. Rana aber blieb gegen alle Huldigungen unempfindlich, bevorzugte Niemand und gab endlich, als Einige dringender wurden und mit klar ausgesprochenen Anträgen hervortraten, die bestimmte Erklärung, daß sie niemals sich vermählen werde. Dies kühle Wort verscheuchte nach und nach alle Bewerber, und Rana hatte die Freude,

fernerhin unbehelligt zu bleiben und nur ihren Erinnerungen leben zu können.

So vergingen vier Jahre. Mancher junge Sylter, der voll froher Hoffnung im Beginn des Frühjahrs oder Ende Winters mit seinen Gefährten die Insel verließ, um in der Ferne sein Glück zu machen, war nicht wieder heimgekehrt. Auch ein paar der späteren Bewerber um Nana's Hand theilten mit Anderen dies Loos. Kurz, das Meer forderte wie immer, zahlreiche Opfer und lichtete die Reihen der Männer, die von den nordfriesischen Inseln schnellsegelnde Schiffe betraten. Nana dankte im Stillen Gott, daß sie standhaft geblieben war und ihr ohnehin schon schweres Herzeleid nicht durch eine spätere Verlobung noch vergrößert hatte.

Da strandete eines Tages im Südwesten der Insel auf den sogenannten Schwellen, welche sich von Hörnum-Odde südwärts tief in die Nordsee hinein erstrecken und eine breite Bank von Untiefen bilden, eine große Schooner-Brigg. Schiffer von der Insel Amram kamen den bedrängten Seeleuten zu Hilfe und retteten sie, das Schiff selbst war als Wrack zu betrachten und so leck, daß die Ladung nur theilweise geborgen werden konnte.

Die Schooner-Brigg kam aus Smyrna und war nach der Ostsee bestimmt. Der Steuermann, ein

Sylter von Geburt, hatte über zehn Jahre im Auslande gelebt und viel erfahren. Selbst mit seeräuberischem Gesindel war er mehr als einmal handgemein geworden, immer aber wie durch ein Wunder auch den schwierigsten Lagen und Verhältnissen glücklich entronnen. Jacob Prott wollte jetzt sein Heimathland wieder besuchen, um zu hören, wer von seinen Angehörigen und Bekannten etwa noch am Leben sei. Er bestieg deshalb eines der Küstenfahrzeuge, die zwischen den Inseln hin und wiedersegelten, landete bei Morsum und pilgerte von da nach dem Hauptort der Insel, um hier unverweilt Erkundigungen einzuziehen.

Wenige Fragen genügten, um ihm die Gewißheit zu geben, daß von seinen Verwandten Niemand mehr lebe. Prott grämte sich darum nicht. Ihm war ja die Heimath fremd geworden, und hätte nicht der Zufall ihn gewissermaßen gewaltsam an dies Gestade geworfen, so wäre es ihm vielleicht nie wieder zu Gesicht gekommen. Als er aber unter seinen Landsleuten sich doch behaglich zu fühlen begann, da erwachte alsbald die alte Heimathliebe in ihm, und es kam ihm vor, als werde ihm die Abreise, zu der er sich früher oder später doch wieder entschließen mußte, recht schwer fallen. Er fragte nach bekannten Sylter Schiffern, die er zum Theil

in fernen Ländern gesprochen, mit denen er eine Zeitlang zusammengelebt hatte. So ward auch Booysen's Name genannt.

„Booysen?“ lautete die Antwort. „Er und die ganze Mannschaft seines Schiffes gehören längst zu den Todten.“

„Ist er denn nicht zurückgekommen?“ gegenfragte Prott.

„Man hat nie etwas von ihm erfahren können.“

„Dann muß er auf einem fremden Schiffe umgekommen sein,“ erwiederte Prott, „denn als sein eigenes Fahrzeug alle Masten verloren hatte und wenige Stunden später von der brechenden See vollends zerschlagen ward, rettete er sich glücklich mit allen seinen Leuten an die nahe Küste. Hier sprachen wir uns, und da Booysen beabsichtigte, mit einem englischen oder französischen Schiffe möglichst bald wieder nach einem europäischen Hafen abzusegeln, glaubte ich bestimmt, er sei wohlbehalten nach einigen Monaten wieder in der Heimath angekommen.“

Diese verspätete Kunde von dem verschollenen Booysen verbreitete sich bald auf der Insel. Weitere Forschungen, die man einzog, wiesen nach, daß die Strandung ein Jahr nach der Abreise des Capitains von Sylt Statt gefunden hatte, und zwar

unfern der afrikanischen Küste, bei den Ruinen des alten Karthago. Auch Rana in ihrer Zurückgezogenheit vernahm diese Kunde und wurde dadurch veranlaßt, weitere Erkundigungen einzuziehen. Sie wandte sich an den Rheder des verlorenen Schiffes und drang in diesen, er möge doch auf diplomatischem Wege sich nach dem Schicksale der Schiffbrüchigen, von denen Keiner zurückgekehrt war, erkundigen. Der Rheder hielt zwar eine derartige Nachfrage, so spät nach dem geschehenen Unglück, für gänzlich nutzlos, indeß wollte er dem trauernden Mädchen, das ihr Liebstes dadurch verloren hatte, doch gern zu Diensten sein, und so leitete er die erforderlichen Schritte ein.

Wieder vergingen nun Monate. Prott verließ die Insel, um abermals zu Schiffe zu gehen und der Winter mit seinen Stürmen unterbrach den regelmäßigen Verkehr der Insulaner mit den Bewohnern des Festlandes. Der Rheder hatte längst seine an den Consul in Tunis geschickte Anfrage vergessen, als er eines Tages, Ende Februar, von einem Schreiben überrascht ward. Dieses Schreiben enthielt die erfreuliche Mittheilung, daß Capitain Booysen zwar nicht mehr am Leben, sondern schon wenige Tage nach dem erlebten Schiffbruche durch Küstenräuber mit mehreren seiner Gefährten umgekommen

sei, drei seiner Leute aber, darunter auch Uwe Peter Bleiken, wären in Gefangenschaft der Barbaresken gerathen, seien bald darauf als Sclaven auf öffentlichem Markte verkauft und dadurch von einander getrennt worden. Was das Schicksal der Leidensgenossen Uwe's gewesen, habe er nicht erfahren können, da ihre Spuren gänzlich verschwunden wären, Bleiken aber lebe noch, habe seltenes Glück gehabt, stehe bei einem der reichsten und mächtigsten Pascha's in hohem Ansehen und werde binnen Kurzem, nun es ihm endlich gelungen sei, seine persönliche Freiheit wieder erlangt zu haben, in die Heimath zurückkehren, und zwar nicht mit leeren Händen.

Diese überraschende und völlig unerwartete Freudenbotschaft beförderte der Rheder ohne Säumen sogleich weiter nach Sylt, wo sie die größte Sensation machte und Rana dergestalt freudig bewegte, daß ihre nächsten Verwandten um ihr geistiges Wohl, ja um ihr Leben ernstlich besorgt wurden.

Einige Wochen später langte ein Brief Uwe Peter Bleiken's aus Triest an, in welchem er seiner nie vergessenen Braut seine glückliche Rückkehr nach Europa und seine baldige Ankunft in der Heimath ankündigte.

Die Gewißheit, nach so langer Zeit und so trüben Erlebnissen den Mann wieder sehen zu sollen,

den sie seit Jahren als todt beweint hatte, gaben der noch immer jugendkräftigen Rana die frühere geistige Elasticität wieder. Die bisherige Aufregung und fieberhafte Heftigkeit wich einer sanften Milde, einer still harrenden Sehnsucht. Sie ward wieder still, freundlich, mittheilsam, und sah es gern, wenn frühere Bekannte, deren Umgang sie in den letzten Jahren absichtlich mied, sie besuchten. Ohne Leidenschaft sprach sie von der Vergangenheit, von dem wiedergefundenen Freunde, dem sie fortan ihr ganzes Leben widmen wolle.

Erst Ende Mai landete Bleiken am Strande seiner Heimathinsel. Die Rückkehr des jungen Mannes, der als Diener zwei Mohren in türkischer Tracht mit sich führte, verursachte einen großen Zusammenlauf von Menschen in den Ortschaften, welche Uwe berührte.

Wir unterlassen es, die Freuden des Wiedersehens zwischen Bleiken und Rana zu schildern. Beide hatten, als sie einigermaßen ihrer Gefühle Herr geworden waren, einander zu erzählen, doch mußte Uwe dem Wunsche Rana's sich fügen und ihr zuerst seine Abenteuer und Schicksale mittheilen, da sie die Behauptung aufrecht hielt, ihre eigenen Erlebnisse müßten denen des Geliebten gegenüber in völlige Unbedeutendheit sich auflösen.

So erfuhr denn Rana, daß ihr Bräutigam nach jenem unglücklichen Gefecht mit einer räuberischen Horde an der wüsten Meeresküste, wobei Booysen und neun Andere von der Schiffsmannschaft das Leben verloren, zuerst gefesselt auf den Markt gebracht und hier als Sclave verkauft worden war. Glücklicherweise war der Herr, welcher ihn kaufte, von milderen Sitten, als es die meisten Großen in Tunis sind. Er bekleidete eine Art Ministerposten und war Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht. An ein träges, schwelgerisches Leben gewöhnt, behagte ihm jedoch diese Stellung wenig, obwohl er sie ihrer großen Einträglichkeit wegen beibehielt. Uwe, der die schwachen Seiten seines Herrn bald ermittelte, ließ ihm gelegentlich merken, daß er viel Lust zum Soldatendienste habe und auch etwas vom Commando verstehe. Der Pascha nahm diese Eröffnung wohlgefällig auf und ernannte den jungen, kräftigen Sclaven ohne Weiteres zum Bim-Baschi, und befahl, daß den Anordnungen desselben unbedingt Folge geleistet werden solle. So gelangte Uwe zu Einfluß, später auch zu Macht. Die unter seinem Befehle stehenden Truppen gehorchten ihm blindlings. Er erfocht mit ihnen bei vorkommenden Grenzplänkeleien und beim Zersprengen streifender Araber glänzende Erfolge, wurde dafür belohnt,

zu höheren Würden befördert, zuletzt sogar General und mit einem tunesischen Orden geschmückt. Der Bey, ein sehr barbarischer Herr, der am Kopfabschlagen ein besonderes Vergnügen fand und die Fußsohlen seiner Haussclaven jede Laune empfindlichst entgelten ließ, begehrte den Fremdling kennen zu lernen, der so ungewöhnliche Thaten vollbrachte, und überhäufte Uwe mit Schmeicheleien. Der Pascha gab ihm hierauf seine Freiheit, stellte jedoch die Bedingung, daß er so lange bei ihm bleiben müsse, bis er unter den Eingebornen einen Mann gefunden haben würde, welcher ähnliche Feldherrngaben besitze und dereinst seine Stelle übernehmen könne. Der friesische Seemann ging auf diesen Vorschlag ohne Bedenken ein, da er weitaus der günstigste war, der ihm gemacht werden konnte. Ein Mann, wie ihn der Pascha wünschte, fand sich bald.

Uwe unterwies ihn in dem, was er für wichtig hielt, um vorkommenden Falles seine Stelle genügend auszufüllen. Darauf stellte er ihn dem Pascha vor, der ihn prüfte und vortrefflich geschult fand. Ein reiches Geschenk und die Erlaubniß, wenn er es wünsche, nach so trefflich geleisteten Diensten in seine Heimath zurückkehren zu dürfen, war die Anerkennung des milden Pascha, die Uwe natürlich mit vielem Danke annahm. Eben, als dies geschah, traf

die Anfrage Seitens des Rheders ein. Sie würde ohne alle Folge geblieben sein, hätte nicht unmittelbar darauf Uwe Bleiken sich persönlich dem Consul vorgestellt, um wegen seiner Rückkehr von ihm sich Rath zu erbitten. Dies glückliche Zusammentreffen trug wesentlich bei zu schneller Lösung einer unter andern Verhältnissen schwer zu ordnenden Angelegenheit.

„Nun aber, meine theuere, nach so langer Trübsal in blühender Jugendfrische mir wiedergegebene Rana," schloß Uwe die Erzählung seiner Abenteuer, „nun sprich: wie ist es Dir ergangen? Hat die Mutter oft von mir gesprochen und ist sie ohne Schmerzen und nicht aufgezehrt vom Grame um ihren Sohn gestorben? Denn daß sie todt sei, erfuhr ich schon bei der Ueberfahrt vom Festlande nach der Insel."

Rana beantwortete die Fragen des geliebten Mannes der Wahrheit gemäß. Uwe ward von dem eigenthümlichen Ende seiner Mutter mehr ergriffen, als Rana erwartet hatte.

„Also unter der Düne schläft die Mutter!" sprach er, in ernste Gedanken versunken. „Auf der Düne lernte ich Dich kennen, mein treues Herz, auf der Düne lockte der verführerische Glanz des Meeres und der bezaubernde Gesang seiner Wogen mich in

die Ferne, damit ich dort unter Ungläubigen und Halbwilden für immer entzaubert werden solle, und derweil ich ein Unfreier war und despotischen Launen mich fügen mußte, begrub der Sturm, der vielleicht auch mein Haar streifte, die trauernde Mutter im sanft rieselnden Dünensande! — Laß uns aufbrechen, Rana, zum Grabe meiner Mutter! Dort will ich mich Dir nochmals verbünden, und dann mag der Priester unsere Hände vor dem Altar ineinander legen und uns für den Rest des Lebens den Segen der Kirche und des Himmels geben!"

Eine gewisse Scheu hatte Rana seit jenen Sturmtagen, welche Uwe's Mutter unter den Dünen begruben, abgehalten, die Stätte zu besuchen, wo Alt-Rantum ehedem stand. Es kam überhaupt selten Jemand in jene entlegene und ganz verödete Gegend. Nur Strandräuber, deren es einige gab, besuchten den arg verrufenen Strand und die Dünenthäler von Hörnum. Ab und an spülte die Fluth Schiffstrümmer, wohl auch Leichen an die gemiedene schmale Landzunge, und Leute, die wenig gewissenhaft waren, fanden dann erwünschte Beute. Rana wußte nur, daß die See fortwährend die Lage der Dünen verändere, daß jeder starke Wind ihnen eine andere Gestalt gebe, Thäler in Hügel verwandele, Hügel zu Thälern aushöhle. Die Bitte des

Verlobten aber konnte sie nicht abschlagen, und so brachen Beide, ohne alle Begleitung, weil sie eben mit ihren Empfindungen ganz allein und von Niemand gestört sein wollten, schon am nächsten Tage nach den schimmernden Dünen auf.

Uwe brauchte geraume Zeit, ehe er sich genau orientiren konnte, da die Richtung der Dünen eine ganz andere geworden war. Als er doch endlich den Ort gefunden hatte, erstieg er den von grünlichem Sandhafer bedeckten Wall derselben, um von dessen Höhe herab einen Blick auf das brandende Meer zu werfen. Rana schmiegte sich weich und innig an seinen Arm, ihr Herz klopfte hörbar, und ein paar Thränen, halb Kinder überwundenen Schmerzes, halb Zeugen gegenwärtiger Freude, stürzten aus ihren Augen.

„Das sieht seltsam aus, wenn die Brandung rückwärts rollt," sprach Uwe, unverwandt seine scharfen Blicke auf die weiß schäumenden Wellen heftend. „Mich dünkt, ich sehe Mauertrümmer im Meer, und auch dort aus dem festen Sande der Dünen ragen geborstene Wände hervor. Komm, laß uns untersuchen, was die Wogen dort bespülen, was der Dünensand jetzt noch bedeckt."

Rana folgte, so schnell sie konnte, dem rasch voraus Eilenden. Keine Frage; was dort die zu-

rückstürzende Welle dem Auge enthüllte, waren die letzten Ueberreste einer zusammengebrochenen Backsteinmauer. Vor derselben sah man, ebenfalls von schäumendem Salzwasser überströmt, weiße Fliesen, wie der reinliche Friese sie vor seiner Hausthüre einzufügen pflegt. Taschenkrebse, Seesterne, Mollusken zeigten sich, wie eben die Woge sie ab- und zuspülte, außer- und innerhalb des Gemäuers.

Uwe Peter Bleiken wanderte, den Arm Rana's fassend, weiter nordwärts, wo eine noch ziemlich gut erhaltene Mauerwand aus dem weißen feinen Sande emporragte. Neben dieser Mauer hatten Wind und Wetter eine tiefe Höhlung, eines jener merkwürdigen trichterartigen Thäler in den Sand gewühlt, wie sie häufig in den Dünen vorkommen. Nach der Seeseite war dies sehr geschützte Thal durch eine doppelte Vormauer dicht zusammengewehten Sandes geschlossen, was der letzte starke Nordweststurm gethan haben mochte; denn innerhalb dieses doppelten Walles zeigte sich ein kleiner klarer Wassertümpel, hinter diesem aber wiederum Mauerwerk mit Fensteröffnungen.

„Es sind die verschütteten Wohnungen meines Geburtsortes," sprach Uwe, von eigenthümlichen Empfindungen bewegt. „Der Sturm, welcher sie eines Tages unter dem Sande begrub, legt sie jetzt

wieder bloß, und läßt sie noch einmal vom Lichte der Sonne beschienen werden.“

Die Liebenden hatten jetzt das zerbröckelte Gemäuer erreicht. Uwe stieß an den Sand, der eines der Fenster fast ganz bedeckte. Die Berührung ließ die nur schwache Sandschicht nach Innen zerfallen, ein kleiner friesischer Ofen, diesem gegenüber ein Stuhl und darauf der vertrocknete, zur Mumie eingedorrte Körper einer Frau wurden gleichzeitig sichtbar.

Rana sank mit einem lauten Aufschrei in die Kniee und faltete betend die Hände. Uwe zitterte heftig, aber hielt sich doch aufrecht.

„Meine Mutter!“ – sagte er tief ergriffen, „meine gute, liebe Mutter, wie sie so sanft dem Auferstehungsmorgen entgegenschlummert, lächelnd das längst erloschene Auge dem Meere zugewandt!“

Er kniete neben seiner Braut in den Sand, und Beide sprachen zusammen andächtig ein Vater unser. Dann standen sie auf, Uwe hob Rana über die niedrige Mauer, überstieg diese selbst ebenfalls und trat mit seiner Verlobten neben den Leichnam der Mutter. Ueber dem Haupte der Todten reichten sie sich die Hände.

„Für Zeit und Ewigkeit!“ sagte Uwe leise.

„Für Zeit und Ewigkeit!“ flüsterte Rana. Die

brandende Nordsee rief ein verhallendes Amen dem erneuerten Bunde der Liebenden zu.

Noch an demselben Tage, doch erst spät, fand Uwe sich zum zweiten Male an der Schwelle des Sterbehauses seiner Mutter ein. Diesmal begleiteten ihn Viele. Man hatte einen Sarg mitgebracht, welcher die sterbliche Hülle der Wittwe Bleiken aufzunehmen bestimmt war. Tags darauf wurde diese, fünf Jahre nach ihrem Tode, christlich beerdigt.

Drei Wochen später feierten Uwe und Nana ihre Vermählung. Das glückliche Paar lebte lange in stillem Frieden, die Söhne aber, welche die schöne Nana ihrem Uwe schenkte, gingen trotz der Erzählungen ihres Vaters und der Unglücksfälle, die auch später noch mehr denn einmal die friesische Männerwelt decimirten, doch wieder zur See. Nana wehrte ihnen jedoch nicht. Sie fügte sich willig in das, was der Himmel über sie beschloß, und nahm es still dankend als ein ihr bestimmtes Schicksal ohne Murren hin.

Nur ein Knecht.

5 *

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Burg des Stoertebecker.

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts lag hinter dem Haffdeiche in der Wiedingharde ein großer Hof. Das Gebäude war uralt und zeigte festere Mauern, als die Nachbarhöfe. Auf dem graubraunen, hohen Strohdache, das mit Moos und Gras dicht bewachsen war, befand sich eins der größten Storchnester der ganzen Gegend, das den alten Hof weithin kenntlich machte. Auch eine hohe Flaggenstange, an deren Spitze ein zerrissener Wimpel flatterte, zeichnete das Gebäude vor andern aus.

Dieser Hof hatte eine merkwürdige Geschichte. Seine ursprüngliche Bestimmung war eine ganz andere, als die jetzige gewesen, denn nicht friedliche, still schaffende Landleute, sondern unternehmende Männer unbeugsamen Charakters hatten ehedem daselbst gewohnt. „Die Burg des Stoertebecker“

nannte Mancher noch jetzt das seltsam aussehende Haus mit den fast unheimlichen Umgebungen. Hier — so erzählte die Tradition — hauste der wilde Anführer der Vitalienbrüder, jener Mann von Erz und Eisen, der sich den stolzen Hanseaten widersetzte und erst nach langen Kämpfen sein unbändiges Leben auf dem Grasbrook bei Hamburg unter dem Schwerte des Henkers endigte.

Gewöhnlich hieß der Hof Bombüll. Man sah es dem alten weitläufigen Gebäude nicht an, daß vor Jahrhunderten auf der weiten „Pesel"*) trotzig blickende Seeräuber um die prasselnde Gluth des Herdfeuers gesessen, die Beute getheilt, den Würfelbecher geschüttelt und manchen Humpen unter Lachen und Fluchen geleert hatten.

Der große Raum vor dem Herde, aus dem man die Stallungen zu beiden Seiten des Hofes bequem überblicken konnte, war rein gefegt und ein fröhliches Kinderpaar lief spielend und jauchzend darauf hin und wieder. Vor dem Herde saß ein schlankes, junges Mädchen, blond, blauäugig und gesundheitstrotzend, bald die Lust der lärmenden Kinder durch ein lautes Wort mäßigend, bald die brodelnde Grütze in dem großen Kessel umrührend, welcher über dem Feuer hing.

*) Hausflur.

Rechts am Herde sah man durch die offen stehende Thür in ein kleineres Gemach, das ein lockendes Versteck bildete. Hier schaffte die Hausfrau. Ein gewaltig großer Holzkoffer, dunkelblau gemalt und reich mit Messingbeschlägen versehen, war geöffnet und enthüllte einen sehr werthvollen Schatz selbst gewobenen Leinenzeuges, von dem die Frau einige Stücke auswählte und diese auf dem nebenstehenden Tische ausbreitete. Ein Mann in den besten Jahren saß hinter dem Tische, rauchte aus kurzer Thonpfeife und befühlte prüfend das vor ihm liegende Linnen. Es war der Hofbesitzer, ein wortkarger, handfester Nordfriese, starr, eigensinnig, kurz angebunden und stolz auf sein Herkommen, wie auf den Besitz, den er ererbt hatte und dessen Werth er durch tüchtiges Wirthschaften von Jahr zu Jahr erhöhte. Niemand wußte, ob die damaligen Herren von Bombüll-Hof von dem Geschlecht des berühmten Seeräubers abstammten, den Namen Claas nur, den auch Stoertebecker trug, führten sie alle.

„Genug, Frau," sprach jetzt der Hofbesitzer, seine Pfeife aus dem Munde nehmend und auf das zuletzt vorgelegte Stück Leinenzeug seine gewichtige Hand legend. „Das soll's sein, das paßt der Margreth, das hält sie aus, bis einmal ihre älteste Tochter freien wird. Margreth," rief er, sein stark

geröthetes Gesicht der „Pesel“ zukehrend. „Das schenk' ich Dir, wenn Dich der Riß künftiges Jahr oder auch früher als Frau heimführt.“

Margreth, die schöne Hausmagd, beugte das von der Herdflamme hochroth angeglühte Gesicht etwas vor, warf einen Blick in das Wohnzimmer ihres Brodherrn und sagte freundlich:

„Danke, Baas, will's auch mit Gottes Hilfe gesund auftragen! — — So — die Grütze ist fertig. Wenn nun der Baas Appetit hat — die Göhren sind längst schon begierig nach einem heißen Löffel voll, — kann ich auftragen.“

Claas nickte.

„Soll wohl sein,“ sagte er, schob die Gewebe zurück, das eine bezeichnete Stück neben sich auf die Bank legend. Die Hausfrau schichtete die übrigen wieder in den Holzkoffer, schlug den gewölbten Deckel zu und verschloß ihn. Dann spreitete sie ein Tuch über den viereckigen Tisch, legte sechs runde Blechlöffel auf und trat zu Margreth neben den Herd, um der treuen Magd beim Anrichten des Abendbrodes behilflich zu sein. Die beiden Kinder jagten sich inzwischen unter Lachen und Schreien noch einmal auf und ab an den Pferderaufen, und stürzten dann athemlos in's Wohnzimmer, um zu beiden Seiten des Vaters ihre Plätze einzunehmen.

Ehe noch das frugale Abendbrod aufgetragen wurde, trat durch die große, am südlichen Ende des Hofes befindliche Thür ein junger Mann. Claas erkannte in diesem seinen Knecht, einen Uthlands-Friesen, Niß Ipsen, den Verlobten der schönen Magd, für deren Unterkommen der gutmüthige und wohlhabende Hofbesitzer zu sorgen versprochen, da Beide schon mehrere Jahre zu seiner größten Zufriedenheit bei ihm im Dienste standen.

„Du kommst spät, Niß," rief der Hausherr dem heimkehrenden Knechte zu. „Wie stehen die Preise?"

„Hm," versetzte der Knecht brummend, „hoffe, sie werden bald genug in die Höhe gehen."

„Brauchst darüber nicht zu murren, Niß, kommt uns Landleuten recht gut zu paß. Wirst es erst einsehen, wenn Du selber anfängst zu wirthschaften."

„Glaub' es Euch, Baas, wollte aber doch, es wäre anders. Kann uns diesmal nichts nützen."

„Weshalb nicht?"

„Weil Fremde verzehren werden, was wir dabei gewinnen."

Niß Ipsen trat jetzt in's Wohngemach, schob sich einen Schemel neben der Magd an den Tisch und begann mit dem gesunden Appetit eines jungen, kräftigen Mannes dem beliebten Nationalgericht zuzusprechen.

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Claas, den Knecht mit strengem Auge treffend. „Fremde sollen uns das Unsrige verzehren?“

„Ist nicht anders, Baas, müssen uns in Zeiten darauf richten,“ versetzte Niß Ipsen. Die Schweden sind in's Land gefallen. Ganz Eiderstedt und auch das Bredstedt'sche Land ist schon von den hungrigen Horden überschwemmt. Ich sprach ein paar flüchtig gewordene Bürger aus Husum. Nicht genug beschreiben konnten die verstörten Menschen die wilde Plünderungssucht der Steenbock'schen Reiter. Morgen, meinten sie, würden sie auch die Wiedingharde besetzen.“

Claas war bei dieser Nachricht aller Appetit vergangen. Er legte den Löffel weg, lehnte sich an die mit Kacheln ausgelegte Wand und sah starr vor sich hin.

„Die werden fressen,“ fuhr Ipsen fort, „denn außer jämmerlich dürrem Haferbrod sollen sie in ihrem Lande nichts haben. Unser Speck, unsere Grütze, unsere Bohnen werden dem Volke schmecken. Ich freue mich schon — —“

„Niß,“ fiel seine jugendliche Verlobte ihm in's Wort, „wie magst Du das sagen!“

Der Knecht lachte laut auf und rieb sich vergnügt die von harter Arbeit rauhen Hände. „War-

um soll ich mich nicht freuen?" erwiederte er. „Mir soll's den größten Spaß machen, wenn ich jedem dieser Hungerleider einen rechten Tort werde anthun können."

„Ruhig Blut, Niß!" warnte Claas. „Kriegsleute sind schlimme Gesellen und zumal die Schweden. Kannst's lesen in den Chroniken, wie sie im großen Religionskriege allerwärts gehaust haben in Deutschland. Damals hörten wir Friesländer nur den Wiederhall des schweren Ungewitters, das ganze Länder verheerte und entvölkerte. Wollte, Du hättest gelogen!"

„Wollte es auch, Baas," erwiederte der Knecht, „werden uns aber doch unserer Haut wehren müssen, wenn sie's zu arg machen. Was Recht ist, lasse ich mir schon gefallen, wenn sie aber über das Erlaubte hinausgehen, dann —"

Ipsen ballte die Faust und seine merkwürdig blinzelnden Augen funkelten von einem wilden Feuer. „Weiß Gott," setzte er hinzu, „brächte mich einer von den schwedischen Reitern in Wuth, ich könnte meinen, sein Schädel sei ein leerer Grütztopf und ihn einschlagen mit einer Handspeiche."

„Gott bewahre!" sprach Margreth aufstehend. „Red' nicht so toll. Du kannst ja einem ehrlichen Mädchen Angst machen. Todtschlagen ist nicht Deine

Arbeit. Ueberlasse es den Unglücklichen, die darauf gelernt werden, daß Gott erbarm! Am besten für Dich und uns Alle wird es sein, wenn Du auf Deiner Kammer bleibst, Zeugkneifen schnitzest oder Sleefe, das Geschirr fein sauber putzest und weder rechts noch links siehst. Thust Du das, will ich Dich alle Mahlzeiten so freundlich ansehen, wie mir's um's Herz ist, und es müßt' wunderlich zugehen, wenn Du dann nicht jederzeit von einem warmen Maisonnenbade recht innerlich erquickt würdest. Bist Du aber ungeberdig, und hältst Deinen friesischen Nacken zu trotzig steif, bitt' ich den Baas, daß er Dich fortschickt vom Hofe. Besser getrennt leben in gutem Frieden, als unter Einem Dache in Zank und Streit!"

„Hast Recht, Margreth, soll so sein!" sagte mit bedeutsamem Nicken der Hofbesitzer. „Ich denk' aber, Niß hat ein Einsehen, schickt sich, wie's gehen mag, und kümmert sich nicht um Dinge, die ihn nichts angehen."

Der Knecht hatte sein Essen schon beendet.

„Ihr seid der Herr, Ihr habt zu befehlen," sprach Ipsen jetzt, „und mir kommt es zu, zu gehorchen. Guten Willen dazu hab' ich, Baas, nur weiß ich nicht im Voraus, ob mir damit in allen Fällen geholfen sein wird. Kein Mensch kann aus

sich selber herausgehen, die Haut, die Gott der Herr uns gegeben, muß Jeder behalten, mag sie glatt oder voller Höcker sein. Ich bin schon zufrieden mit der meinigen, aber daß sie mich prickelt, wenn sie ein Fremder unerlaubterweise anfaßt, und daß ich dann schnell und derb zugreife, kann ich nicht ändern. Es ist meine Art so und mein Blut läßt es anders nicht zu. Schlägt mich Keiner, so will ich Jeden sicher lieber streicheln, als kratzen!"

Er stand auf, reichte im Vorübergehen seiner Verlobten die Hand, lächelte ihr freundlich zu und stieg dann in seine Kammer, die über dem Pferdestalle unter dem warmen Strohdache sich befand.

„Ich muß ihm scharf auf die Finger sehen," sagte Claas zu seiner Frau, als bedürfte seine Rede noch einer besondern Rechtfertigung. „Gut, brav und rechtschaffen ist Niß, nur zu leicht hitzig. In der Hitze aber weiß der Mensch selten, was er thut, denn er kennt weder Maß noch Ziel. Das sollte freilich anders sein, weil's aber nicht ist, mag es wohl seinen Grund haben, den wir nicht kennen. Bin doch begierig auf das fremde Kriegsvolk."

Die Hausfrau schwieg zu diesen Bemerkungen ihres Mannes. Sie brachte die Kinder zu Bett, sah dann nach den Fenstern, ob sie auch geschlossen seien, machte noch einen Gang zu den Viehständen, um

auch hier nachzusehen, sagte endlich Margreth gute Nacht und löschte das Herdfeuer.

„Morgen ist's vielleicht anders!“ Mit diesen Worten, die von einem Seufzer begleitet waren, zog sie die Thür des Wohnzimmers hinter sich an. Ein Lauscher würde die Eheleute noch kurze Zeit leise mit einander haben flüstern hören, ohne ein Wort ihrer Unterredung zu verstehen. Dann herrschte tiefe Ruhe auf Bombüll-Hof, die höchstens ein knusperndes Mäuschen, ein im Halbschlafe die Flügel bewegendes Huhn oder das eigenthümliche, malmende und monotone Geräusch einer wiederkäuenden Kuh unterbrach. —

Niß Ipsen, obwohl von der harten Arbeit in dem schweren Marschboden müde geworden, konnte nicht einschlafen. Wider Willen mußte er immer wieder an die Schweden denken, von denen er bisher nur gräuliche Abbildungen auf Jahrmärkten gesehen, nie einen Lebendigen erblickt hatte. Namentlich war es das brennende Altona, das einen unauslöschlichen Eindruck auf den unverdorbenen Natursohn machte, und ihm einen tiefen, leidenschaftlichen Haß gegen alles Schwedische einflößte. Auf einer Darstellung jener furchtbaren Katastrophe, die fast ganz Altona in einen glühenden Schutthaufen verwandelte, hielt Graf Steenbock, der Anführer des schwedischen Heeres, auf dessen Befehl die un-

glückliche Stadt in Brand gesteckt wurde, hoch zu Roß unter einer Menge anderer ihn umgebender Officiere. Der patriotisch gesinnte Maler, kein Künstler von Fach, hatte dem feindlichen Heerführer eine Physiognomie gegeben, die dem Obersten der Teufel alle Ehre gemacht haben würde. Auch seiner Umgebung war von dem Maler nicht geschmeichelt worden. Es durfte deshalb nicht Wunder nehmen, daß Alle, vorzugsweise aber das Landvolk in den fernen friesischen Marschen, in dem Zerstörer Altona's einen Mordbrenner bösester Art erblickten. Die schlimmen Eigenschaften, welche man allgemein dem General der Schweden beilegte, übertrug die Menge selbstverständlich auch auf alle seine Officiere, und da man der Ansicht war, ein so sittenloses, an Gräulen aller Art Gefallen findendes Officiercorps werde sicherlich den rohen Haufen der Soldateska nicht mit großer Sorgfalt zügeln, so fürchteten alle Landbewohner diese verrufenen Krieger des Nordens mehr als eine Räuberbande.

Die Aufregung, die schreckhaften Bilder, mit denen seine Einbildung ihn quälte, ließen Ipsen nicht schlafen. Wenn er dennoch die Augen fest schloß und sich auf's Ohr legte, kam es ihm vor, als höre er in der Ferne das klirrende Rasseln schwer Geharnischter, das Schnauben galoppirender Rosse, das Hall oh wilder Reiterschaaren und das schmetternde

Geschrill zum Angriff blasender Kriegshörner. Richtete er dann sich wieder auf, so war freilich Alles still um ihn, nur sein Blut rollte in fieberhaft rascher Bewegung durch seine Adern, klopfte in Stirn und Schläfen, und gaukelte ihm allerhand phantastische Bilder vor. Dann und wann bewegte sich eins der Rosse unter ihm und schlug mit dem Hufe gegen die Bohlen, oder ein paar Kaninchen verließen ihre Höhlen im Kuhstall und spielten auf der geschlagenen Tenne des Hofes, vor jedem Sprunge das eigenthümliche Klopfen ihrer Hinterläufe hören lassend.

Ipsen verbrachte ein paar Stunden in diesem peinlichen Zustande. Aber wie sehr er sich auch abmühte, den Schlaf herbeizurufen, es gelang ihm nicht. Da sprang er endlich unwirrsch auf und stieg hinab auf die Tenne. Sein Lieblingspferd, ein junger, schöner Grauschimmel, erkannte den Tritt seines Pflegers und begrüßte ihn mit freundlichem Gewieher.

„Still, Hans, still! Wecke den Baas nicht," sagte Niß Ipsen flüsternd, seine Hand durch die Raufe steckend und den weichen Hals des treuen Thieres sanft klopfend. Mit einigen Stückchen Schwarzbrod, die der ruhelose Knecht noch in einer Tasche seines Wamses fand, besänftigte er das leicht zu behandelnde Thier. Vor dem Geräusch des un-

gewohnten Nachtwandlers flohen auch, lauter als sonst die Tenne mit den Füßen schlagend, die spielenden Kaninchen.

Ipsen näherte sich jetzt der Kammer seiner Verlobten, die unfern des Herdes und dicht zur Seite des Wohnraumes der Herrschaft sich befand. Er lauschte mit angehaltenem Athem. Sein Gesicht erheiterte sich und es schien ihm wohler zu werden, als er das regelmäßige, sanfte Athmen der Geliebten durch den dünnen Bretterverschlag vernahm.

Jetzt kehrte Ipsen um, schob den Holzriegel am Thore zurück und trat hinaus in die sternenhelle, kühle Nacht. Die blätterlosen Fliederbäume und die vom Westwinde schief gebogenen, krüppelhaften Linden bewegten sich im Nachtwinde. Das Gebell eines einzelnen Hundes scholl dumpf vom Süden her, ging nach einiger Zeit in lauteres Geheul über und verlor sich dann ganz.

Ipsen umschritt das ansehnliche Gebäude vorsichtig, als fürchte er irgendwo auf einen versteckten Feind zu stoßen. Er konnte indeß nichts Verdächtiges entdecken. Die Sterne blickten still und friedlich, wie immer bei hellem Wetter, kein Feuerzeichen röthete den Horizont, kein Fackellicht glühte verdächtig auf über der monotonen braunen Fläche der Aecker und Wiesen, kurz, es lag ein Frieden über

der Wiedingharde ausgebreitet, als gäbe es weder Schweden im Lande noch einen grimmigen General Steenbock, der sie befehligte.

Etwas beruhigter durch diesen nächtlichen Gang um den Hof, kehrte Ipsen zurück in denselben. Er sah noch einmal nach den Pferden, sprach noch ein paar Worte mit dem verhätschelten Grauschimmel, der ihm dankbar die Hand leckte, und suchte dann seine Lagerstätte wiederum auf. Wirklich besuchte ihn jetzt der Schlaf und zwar befiel er den ermüdeten Knecht nunmehr so schwer, daß ihn der Baas am nächsten Morgen dreimal bei Namen rufen mußte, ehe er ihn ermuntern konnte.

Zweites Kapitel.

Schwedische Einquartierung.

Erhitzten Gesichtes und athemlos trat Margreth um die Mittagszeit in den Hof, um der Frau vom Hause zu melden, daß der Baas draußen im Hofe mit ein paar bewaffneten, fremd aussehenden Reitern spreche. „Es werden die Schweden sein,“ sagte ruhig die Hofbesitzerin. „Nimm Dich,

als sähest Du sie nicht, Margreth, damit kommt man mit ungeschliffenem Kriegsvolk am weitesten. Besuchen sie uns, so geben wir, was sie haben wollen und lassen sie durch Zeichen wissen, daß wir ihre Sprache nicht verstehen."

„Wenn sie aber deutsch reden?"

„Sie werden nicht — sind ja weit her, weit von über der Ostsee."

Margreth wollte diese Beweisführung der Hofbesitzerin nicht recht einleuchten. Sie ging kopfschüttelnd an ihre Arbeit, von Zeit zu Zeit an die Pforte tretend, um mit glänzend klugem Auge die Gegend zu beobachten. Die Reiter waren jedoch verschwunden und auch der Baas ließ sich nicht sehen. Vor dem Hofe blieb Alles ruhig. Man hörte den Westwind in den dürren Aesten der Fliederbäume pfeifen, die Sperlinge trieben sich zwitschernd vor dem Thorwege herum und der große zottige Wächterhund, Tiger, schlich schnoppernd um die alten Mauern. Er mußte nichts Verdächtiges oder Fremdes in der Nähe wittern, sonst hätte er Lärm gemacht; denn er war ein ungewöhnlich wachsames Thier und ungebetenen Eindringlingen gefährlich.

Endlich, über eine Stunde später als sonst, kam Claas zurück. Er war sehr ernst und noch einsylbiger als gewöhnlich. Nur mit zwei Worten

fragte er nach Ipsen. Da seine Frau ihm sagte, der Knecht sei nicht im Hofe, sprach er nicht weiter von ihm.

Die Familie setzte sich an den Tisch; Margreth trug das Essen auf. Die Kinder mußten die Hände falten und der Mutter ein kurzes Gebet nachsprechen.

„Margreth,“ sagte Claas.

„Was beliebt, Baas?“

„Morgen muß die Schüssel zum Mittagessen noch einmal so groß sein. Kannst heute Abend ein paar Hühnern die Hälse abdrehen.“

Die Magd verwandelte sich.

„Sind sie da?“

Der Baas nickte finster.

„Heute Nacht oder morgen früh kommen sie in hellen Haufen. Die Quartiermacher haben mir zwei Mann angekündigt, sollen aber noch viel mehr nachkommen. Hilft nichts, müssen uns schicken. Am besten ist's, wir sind freundlich mit dem Volke, ohne zutraulich zu werden. Müssen doch einmal wieder abziehen.“

„Wo bleibt aber Ipsen?“ fragte Margreth.

„Er begleitet die Quartiermacher in's Land. Brauchten einen zuverlässigen Führer. Vor Abend wird er wieder hier eintreffen.“

Nach diesen kurzen Mittheilungen sprach Niemand mehr von dem zu Erwartenden. Jeder that, was ihm oblag. Margreth allein, die eine gewisse Unruhe nicht bemeistern konnte, machte sich häufig etwas vor dem Hofe zu schaffen, wobei sie nicht unterließ, scharf nach den Marschwegen auszublicken. Außer einem vereinzelten Fuhrwerk aber und spärlich erscheinenden Fußgängern zeigte sich nichts Bemerkenswerthes.

So kam der Abend heran. Mit Sonnenuntergang trat Niß Ipsen in den Hof. Der junge Mann war sehr verstimmt. Er bot selbst seiner Verlobten nur einen barschen Gutenabend und wich absichtlich dem Hofbesitzer aus, um nicht zum Sprechen genöthigt zu werden.

Margreth suchte einen unbemerkten Augenblick, um den Geliebten unter vier Augen zu sprechen. Es fiel ihr auf, daß Ipsen sich in der Nähe ihrer Kammer so viel zu schaffen machte, und zuletzt unmittelbar unter dem Fenster derselben, wie durch Zufall, ein paar alte Flaschen fallen ließ, daß die Scherben davon weit herumflogen.

„Was ist Dir, Niß?“ fragte das Mädchen den mürrischen Knecht. „Hab' ich Dich beleidigt?“

Ipsen blitzte sie mit heißem Auge an. Dann streckte er seine Hand nach dem frischen Blute aus

und riß sie ungestüm in seine Arme. Ein langer Kuß schloß die blühenden Lippen der schönen Friesin. Als er die sanft sich Sträubende wieder frei ließ, hob er drohend die Faust auf und sagte:

„Wo Du je einen Andern freundlich ansiehst!"

Margreth mußte lachen.

„Wunderlicher Thor!" versetzte sie. „Soll ich mich etwa in den Baas vergaffen oder in seinen blondhaarigen Buben, den Uwe? Sollst mich verstoßen dürfen, meinethalb auch mich umbringen, wenn ich's thue!"

Ipsen ließ wohlgefällig seine Blicke auf der schlanken Gestalt ruhen, die in ihrer zornigen Aufwallung ihm doppelt begehrenswerth erschien. Dann klopfte er ihr sanft auf die Schultern und flüsterte ihr beim Vorübergehen zu:

„Zwei Schweden legen sich morgen in's Quartier auf Bombüll-Hof. Du wirst für das Volk zu kochen und zu scheuern haben, wirst sie auch bedienen müssen. Vielleicht sind's junge, schlanke Bursche, denen der Waffenrock gut zu Gesicht steht. Zudringlich, keck, frech sind alle Kriegsleute. Nehmen, Rauben, Plündern ist ihr Handwerk, und weil sie immer gleich mit blanker Waffe drein zu schlagen gewohnt sind, kehren sie sich an Niemand und fragen selten nach dem Recht. Halt' sie Dir vom Leibe,

Margreth und sei kurz und barsch gegen sie. Wärst Du's nicht, sieh, Herzensdirne, hier zwischen diesen meinen Händen würde ich Dich mit Wollust verröcheln sehen!"

„Gib Frieden und sei gescheidt. Ich will ja klug sein. Was einer Dienenden zukommt werde ich thun. Nichts mehr. Willst Du mir glauben?"

„Gewiß!"

„Dann schweig' auch und nimm Dich zusammen!"

Die Verlobten reichten und schüttelten einander die Hände, Margreth aber gab dies Gespräch doch viel zu denken. Sie kannte Ipsen schon seit Jahren, sie war über Jahr und Tag mit ihm versprochen und wollte im nächsten Sommer, sobald sie die Ausstattung beschafft und der Baas ihnen eine einträgliche Stelle in Pacht überlassen haben werde, dem Knecht ihre Hand reichen. Eifersüchtig hatte sich Ipsen zwar immer ein wenig gezeigt, so merkwürdig wie heute aber war sein Benehmen noch niemals gewesen. Es kochte und loderte in seinem Innern eine verborgene Flamme, deren Entstehen sich das Mädchen nicht erklären konnte. Mit Fragen in den heftigen, leicht aufbrausenden Mann zu dringen, hielt sie nicht für räthlich, denn sie kannte seinen Charakter hinlänglich, um zu wissen, daß neu-

gieriges Fragen und spürendes Forschen ihm verhaßt sei. Deshalb ging Margreth nur still mit sich zu Rathe und nahm sich fest vor, dem eifersüchtigen, reizbaren Riß keine Veranlassung zu irgend welchem Argwohn zu geben.

Wie üblich begaben sich alle Bewohner Bombüll's frühzeitig zur Ruhe. Diesmal aber floh auch die junge Friesin der Schlaf. Sie lag wachend in ihrer Kammer und horchte bald auf den Wind und das Feilen der dürren Aeste am Holzwerk der Mauer, bald auf das Rauschen der Binnensee, die ihre Wogen am Haffdeiche brach. Nach Mitternacht erst schlummerte das Mädchen ein. Sie konnte indeß nicht lange geschlafen haben, da weckte sie das heftige Gebell Tiger's, der in wilden Sprüngen um den Hof ras'te und bald auch Claas zum Verlassen seiner Kammer nöthigte. Alle Bewohner des Hofes wurden von dem Lärmen des Hundes allarmirt.

Claas verließ in Begleitung seines Knechtes das schützende Dach und verfügte sich nach dem nächsten, landeinwärtsziehenden Binnendeiche. Der Himmel war bewölkt, neblig. Hin und wieder um die einzeln liegenden Marschhöfe ballte sich der Nebel zu grauen, feststehenden Schatten zusammen. Im Zenith nur blinkten und funkelten hin und wieder einzelne Sterne. Auch über der See lag der Nebel

in breiten weißen Schichten. Keine Welle hob schimmernd ihren wolligen Saum aus der grauen Fläche, nur die Brandung schlug eintönig surrend an das künstliche Steinriff, das den Außendeich begrenzte und schützte. Die Horchenden vernahmen jetzt deutlich weiter vom Lande her Waffengeräusch, Gemurmel dumpfer Stimmen, ab und zu einen lauteren Ruf, Gewieher trabender und galoppirender Pferde.

„Es sind die Schweden,“ sprach Claas niedergeschlagen. „Wenn die Sonne aufgeht, wird das Land von dem Kriegsvolk wie von Heuschrecken überschwemmt sein. Gott schütze uns vor dem Uebermuthe und vor den Freveleien dieser Gesellen!“

„Soll wohl so sein, Baas, aber ich will aufpassen,“ versetzte Niß Ipsen.

Die beiden Männer gingen schweigend zurück nach Bombüll-Hof. Hier wieder angekommen legte Baas den Hund an die Kette, um Unglück zu verhindern, unterrichtete die Seinen von dem Einzuge der Schweden in die friesische Marsch, und traf Vorkehrungen, die fremden Gäste zu empfangen.

Diese ließen nicht lange auf sich warten. Beim ersten Grauen des Tages hielt kaum hundert Schritte von Bombüll eine Reiterschaar, von welcher drei Mann dem Hofe zuritten.

Claas empfing die schwedischen Eindringlinge an der großen Pforte, zwar wortkarg, doch höflich. Hinter ihm standen seine beiden Kinder und blickten neugierig-schüchtern zu den bärtigen Männern auf, die martialisch drein sahen und sich die gewaltigen Knebelbärte strichen, während die breiten, schweren Pallasche unter den stampfenden Thieren gegen die hohen Reiterstiefel schlugen. Auch Margreth schlich sich hinter die Kinder, machte einen langen Hals und warf einen flüchtig forschenden Blick auf die draußen noch immer im Sattel Sitzenden. Ein lautes Husten im Pferdestalle scheuchte jedoch die schlanke Friesin schnell wieder zurück.

Inzwischen hatte der Herr von Bombüll-Hof sich mit den Schweden verständigt. Er rief jetzt dem Knechte, daß er für die Pferde der schwedischen Herren sorge, und bat diese, welche schon abgestiegen waren, seine Behausung zu betreten. Nur Zwei blieben vorläufig auf Bombüll, der Dritte sprengte zurück zu dem haltenden Troß und führte diesen weiter nach dem zunächst gelegenen Hofe in der Wiedingharde.

Die beiden Schweden, welche fortan auf ungewisse Zeit als Gäste im Hause des wohlhabenden Claas verweilen sollten, machten keineswegs den Eindruck wüster, rücksichtslos handelnder Kriegsleute. Es war ein ältlicher Mann und ein noch sehr jun-

ger Herr. Letzterer, der den Rang eines ersten Cornet bekleidete, mußte aus guter Familie und ungleich vornehmer als sein älterer Begleiter sein. Er trat mit dem Anstande eines Mannes von Welt auf, der gewohnt ist, Befehle zu geben und diese ohne Widerrede befolgt zu sehen. Sein Aeußeres machte den gefälligsten Eindruck und obwohl er gern zu befehlen schien und aller Widerspruch ihn offenbar sehr unangenehm berührte, kleidete er jetzt doch seine Befehle in die Form freundlichster Bitten ein, so daß die blühende Margreth nicht umhin konnte, recht flink die Wünsche des schwedischen Cornet zu erfüllen.

Niß Ipsen ließ sich nicht sehen. Er besorgte die Pferde der Schweden, zwei junge, muthige Thiere von guter Race, um deren Besitz er die Fremden beneidete. Aus Liebhaberei und weil es so schön und trefflich gehaltene Thiere waren, pflegte er sie mit der nämlichen Sorgfalt, wie die Pferde seines Brodherrn. Die schwedischen Herren aber betrachtete er nur aus der Ferne.

„Der junge Herr, ein Baron aus großer Familie,“ berichtete Margreth ihrem Verlobten, „versteht Deutsch. Das ist mir lieb, man kann ihm doch leichter den Willen thun.“

„Thue, was Du mußt, aber höre nicht auf sein Geschnack.“

„Er ist auch viel zu stolz, um einer dienenden Magd auch nur das Zuhören zu gestatten," erwiederte etwas spitzig das Mädchen. „Müßte er nicht mit der Gesellschaft des Baas zufrieden sein, ich glaube er würde auch diesem kein Wort gönnen."

Ipsen wiegte gleichgiltig den Kopf hin und her und pfiff die Melodie eines damals beliebten Volksliedes, das sich aus dem Reiche bis in die nordischen Harden Schleswigs durch wandernde Handwerksburschen verpflanzt hatte.

Sture Bjelke, wie der Cornet sich nannte, versäumte inzwischen nichts, um den Hofbesitzer und dessen stille Frau sich gewogen zu machen. Er blieb höflich und machte durchaus keine ungebührlichen Ansprüche. Heiteren Temperamentes und lebenslustig sah er am liebsten frohe Gesichter um sich. Auch erwies er sich als großer Kinderfreund. Dem Buben Uwe schnallte er den schweren Pallasch um, und wollte sich schütteln vor Lachen, als der muntere Junge, mit dem gewichtigen Bandelier geziert, die weite Diele auf- und abmarschirte. Dem jungen Mädchen zeigte er allerlei Kostbarkeiten, unter Anderm auch das Brustbild einer schönen, jungen Dame in goldenem Medaillon. Er nannte sie Gräfin und sagte der Frau vom Hofe, daß er sich vor Beginn des Feldzuges dieser jungen und schönen Dame verlobt habe.

Margreth ging gerade vorüber, als die kleine Else das blinkende Medaillon, das an goldener Kette hing, der Mutter zeigte. Sie blieb stehen, um es ebenfalls zu betrachten. Als Else das Kleinod dem schwedischen Herrn wieder zurückgeben wollte, reichte es der Baron auch der Friesin.

„Schau zu, ist's nicht schön?“ sagte er mit fremdländischem Accente, der jungen Magd heiter in die großen, klaren Augen blickend.

Margreth schlug verwirrt den Blick nieder und erröthete. Sie erfaßte das Medaillon, aber sie sah nichts von dem darin enthaltenen Gemälde. Zitternd gab sie es dem Cornet zurück.

„Ein schönes Kind,“ sprach Sture Bjelke. „Sehr schön, sehr jung und ganz blöd. Ich mag das leiden an jungen Mädchen.“

Er lachte wieder in herzlich-gutmüthigem Tone und begann auf's Neue, die Kinder neckend, mit Claas zu plaudern.

Ipsen war glücklicherweise nicht Zeuge dieser Ansprache seiner Braut durch den Schweden gewesen; auch hielt Margreth es nicht für nöthig, ihn davon zu benachrichtigen. Der junge, muntere Cornet, welcher seinem mürrischen, älteren Kameraden scharf auf die Finger sah und den mancherlei Neckereien, zu denen der alte Kriegsmann sich aus bloßer Ge-

wohnheit gern hinreißen ließ, steuerte, gewann in Kurzem das Zutrauen aller Bewohner von Bombüll. Am meisten hingen ihm die Kinder des Hofbesitzers an, mit denen er spielte, denen er irgend ein Geschenk mitbrachte und die er, hielt er sich auf Bombüll auf, fast immer um sich hatte. Nur einen Einzigen gab es, dem der schwedische Freiherr auswich. Dieser Einzige war der Knecht Niß Ipsen. Sture Bjelke behauptete, der Mensch habe einen bösen Blick und Ipsen schwur seinerseits wieder darauf, der Schwede stelle sich nur so freundlich, weil er irgend eine Schandthat im Schilde führe. Dies gegenseitige Mißtrauen der ungefähr gleichaltrigen jungen Männer machte Beide, ohne daß sie sich sprachen, zu Gegnern, und so wenig Einer dem Andern etwas Uebles zufügte, wünschte doch heimlich Jeder dem Andern zu schaden.

Indeß vergingen Wochen und die Bewohner der Wiedingharde gewöhnten sich bereits an die fremden Kriegsleute. Auffallende Excesse kamen nur selten vor, an häufigen Reibungen aber fehlte es nirgends. Diese mehrten sich sogar mit der längeren Dauer der Besetzung des Landes, da die Schweden als Herren auftraten und von Jedermann Gehorsam heischten. Klagen, welche darüber bei den schwedischen Befehlshabern einliefen, fanden nicht

immer Beachtung, denn die Kriegsleute wollten bemerken, daß gewöhnlich die starre Hartnäckigkeit der widerhaarigen Friesen den ersten Anlaß zu den meisten vorkommenden Mißhelligkeiten gäbe. So ward denn nach und nach das anfänglich ganz erträgliche Verhältniß zwischen den Eingeborenen des Landes und dem schwedischen Kriegsvolke ein immer gespannteres, immer drohenderes, und hielten die Friesen auch aus Klugheit an sich, so lagen die Sachen doch so kraus und wirr, daß die geringste Veranlassung einen heftigen Zusammenstoß hervorrufen konnte.

Drittes Kapitel.

Drohende Vorzeichen.

Margreth's Verlobter war nun wieder von früh bis Abends auf dem Acker beschäftigt, während seine Braut, so oft es ihre häuslichen Geschäfte erlaubten, an ihrer Ausstattung arbeitete. Frau Claas half ihr dabei und gab ihr allerhand gute Rathschläge und wohlgemeinte Winke. Es hatte sich

bisher nichts auf Bombüll-Hof verändert. An die Einquartierung war man gewöhnt und bemerkte sie kaum noch. Auch zogen die Schweden oft schon frühzeitig aus und kamen bisweilen gar nicht, öfterer noch erst des Nachts zurück. Diese letztere Einrichtung gefiel Niemandem auf dem alten Hofe, weil die schwedischen Herren das Verlangen stellten, Claas solle entweder seine Wohnung unverschlossen lassen, damit man zu jeder Zeit eintreten könnte, oder, falls er dies nicht thun wolle, ihretwegen wach bleiben oder Jemanden von seinen Leuten wachen lassen, bis es ihnen beliebe, heim zu kommen. Um Weiterungen zu vermeiden, entschloß sich Claas zu Letzterem.

Das war nun allerdings etwas sehr Unbequemes, worunter alle Bewohner von Bombüll litten; denn nur selten kehrten die schwedischen Herren oder doch einer derselben kurz vor Morgengrauen von ihren Fahrten zurück.

Am liebsten übernahm Claas selbst die Nachtwache, immer jedoch konnte er sich der nächtlichen Ruhe nicht berauben. Man wechselte deshalb ab; so fiel denn bald diesem, bald jenem die Last des Wachens zu.

Bis zu dieser Zeit war Niß Ipsen fast in gar keine Berührung mit den Schweden gekommen. Die

Pferde der Fremden behandelte er aus Liebhaberei mit der größten Sorgfalt, so daß auch der heiklichste Herr ihn keiner Nachlässigkeit zeihen konnte, über die neue Sitte der Nachtwache aber schimpfte er laut, als die Reihe ihn zum zweiten Male traf.

„Mögen die Herren auf dem Deiche schlafen," sprach er. „Bleiben sie draußen bis eine Stunde vor Sonnenaufgang, so können sie auch vollends den Anbruch des Tages abwarten. Liederliches Volk! — Wollte, sie säßen alle mit einander im tiefsten Pfuhl!"

Claas verwarnte den Knecht ernstlich und machte ihn auf die möglichen Folgen aufmerksam, wenn er seine Zunge nicht bändige. Ipsen war aber nicht zu bekehren. Der ganze wilde Friesentrotz prägte sich jetzt in den Mienen des Erbitterten aus, und hätte er nur auf Unterstützung zählen können, er würde nicht Anstand genommen haben, die verhaßten Fremden auf alle nur erdenkliche Weise zu chikaniren.

Diese Verstimmung blieb den Schweden nicht verborgen. Sture Bjelke war der Erste, der sich darum an Claas wendete und denselben nach der Ursache jener fragte. Der Hofbesitzer wollte den wahren Grund verschweigen und erwiederte obenhin:

„Mein Knecht ist verliebt und Verliebte, das wißt Ihr ja, Herr. Verliebte sind immer querköpfig."

Sture Bjelke fand dies unterhaltend. Er hatte den stets mürrischen Ipsen, mit dem er äußerst selten ein Wort wechselte, einer Herzensregung gar nicht fähig gehalten.

„O, das ist lustig,“ sagte er heiter. „Da müßte man den Burschen ja tüchtig aufziehen, damit er ein wenig warm würde. Ha, ha, ha, dieser Klotz verliebt!“

Claas sah den Schweden sehr ernst an.

„Niß Ipsen ist kein Klotz, Herr Baron,“ erwiederte er mit Nachdruck. „Er ist mein Knecht und er war stets ein treuer Knecht; außerdem darf er den Kopf als freier Friese gerade so hoch tragen, wie ich selbst.“

„Verzeiht, wackerer Claas,“ versetzte der schwedische Cornet in scherzhaft spöttischem Tone. „Ich vergaß, daß die Friesen so unbändig stolz sind. Aber wer hat denn das unerhörte Glück von diesem — erhaben einhergehenden, freien Friesen mit den derben Fäusten und dem feisten Nacken so heiß geliebt zu werden?“

„Ein unbescholtenes Mädchen,“ sagte Claas so ernst wie zuvor, „meine Dienstmagd Margreth, die Ihr kennt.“

„Das reizende Kind? Diese unter Haidekraut, Disteln und großen Bohnen zu wunderbarer Schönheit

erblühte Rose?“ fiel Sture Bjelke leidenschaftlich erregt ein. „Geht mir, Claas, Ihr scherzt! Ihr wollt mich foppen! Wie wäre es möglich, daß diese verzauberte Fee sich in einen Bauerknecht verlieben könnte!“

Claas’ Miene verfinsterte sich immermehr. Die kurz geschnittenen Vorderhaare, die zur Hälfte seine nicht sehr hohe Stirn bedeckten, schienen zu wachsen, so kraus zog er sie in Falten.

„Wir Friesen sind alle Bauern,“ sprach er ernst, „und haben als Bauern manchem hochgeborenen Herrn das Visier eingeschlagen am Milderdamme, wie’s zu lesen ist in unsern Chronikbüchern. Margreth ist eines solchen Bauern Tochter; warum sollte sie anstehen, einem ehrlichen Bauern die Hand zu reichen?“

„Bei Thor und Freia!“ versetzte der Cornet, dem dieser gewaltige Ernst des stolzen Friesen Spaß machte. „Wär’ ich nicht ein schwedischer Freiherr aus edelstem Blute — meine Ahnen rühmen sich von Königen abzustammen — ich könnte beinahe Lust verspüren, mich hier in Friesland als Bauer niederzulassen, und vom ersten bis zum letzten Tage im Jahre heiße Grütze zu essen. Eine kostbare Schüssel, bei unserm großen Könige, besonders, wenn man fürchterlich verhungert ist!“

„Hindert Euch kein Mensch am Abziehen, Herr Baron, wenn's nicht schmeckt," erwiederte Claas trocken.

„Meint Ihr?" lachte der Cornet. „Nun vorerst gedenken wir noch einige Zeit bei Euch zu bleiben," setzte er hinzu mit dem Tone eines Mannes, der zwar Scherz verträgt, zugleich aber nicht gewillt ist, sich irgend welche Vorschriften machen zu lassen. „Mundet uns Eure Grütze auch nicht jeden Tag und zu jeder Stunde, so wollen wir uns doch, denk' ich, die frischen Lippen Eurer jungen Töchter desto besser schmecken lassen."

„Herr Baron!" stieß Claas mit wildem Augenfunkeln heraus und die Faust dröhnend auf den Tisch schlagend. „Ihr seid mein Gast, Herr, und ein Friese ist kein Menschenfresser — aber — Herr — hätte ich eine Tochter in dem Alter, das Euch Reitersleuten absonderlich gefällt, bei dem Raben, aus dem Koller, der Euch schützt, macht' ich einen Sarg, in dem Ihr selber läget!"

Sture Bjelke sah den wüthend gewordenen Mann ruhig an. Er hatte nicht geglaubt, daß diese scheinbar stillen, äußerlich kalten, einsylbigen Menschen so leidenschaftlich aufbrausen könnten. Diese hohe, sittliche Würde, dieser unbeugsame Nationalstolz flößten ihm Achtung ein. Er reichte deshalb Claas die Hand und sagte begütigend:

„Eigensinniger Mann, wie mögt Ihr ein Scherzwort so ernst und hoch aufnehmen! Wenn jedes Wort, das Krieger und Landsknechte ausstoßen, ein Dolchstoß wäre, lebte schon längst kein Mensch mehr auf dem Erdenrund! — Seid nicht böse, Claas, ich bin nicht so schlimm, nur meine Worte sind spitz und schärfen sich leicht an Anderer Gegenrede. Uebrigens stirbt, dünkt mich, kein Mädchen an dem Kusse eines Kriegsmannes; und will uns eins der lieben, weichen, jungen Dinger den Schauzbart streicheln, um bequemer mit uns kosen zu können, so wird's kein noch so brummiger Alter, und wär's der steifnackigste Friese, verhindern. Seid froh, Claas, daß kein so schlank aufgeschossenes, rosiges Ding in Euerm alten Castell, wo solch berühmter Seekönig haus'te, herumläuft, Ihr möchtet sonst viel zu hüten bekommen!"

Zögernd legte Claas seine Hand in die des schwedischen Cornet. Die Rede des jungen Mannes gefiel ihm nicht, weniger noch behagten ihm die Blicke desselben, in denen ein unter der Asche glimmendes Feuer heftiger Triebe zu glimmen schien.

Diese Unterredung hinterließ einen tiefen Eindruck in der Seele Sture Bjelke's. Gefallen hatte dem kecken Reiterofficier die schlanke Magd auf Bombüll-Hof vom ersten Augenblicke an; er gab es aber

auf, sich um ihre Gunst zu bewerben, da sie die ersten Aufmerksamkeiten, mit denen er sie beehrte, auffallend trotzig hinnahm. Als Baron und Officier seines Königs, der schon mit mancher Gräfin getanzt und gescherzt hatte, fand er dies abstoßende Betragen einer Bauernmagd fast ungezogen, beleidigt indeß fühlte er sich dadurch nicht. Und da es allerwärts gefälligere Mädchen gab, so ließ er die merkwürdig spröde Friesin sehr bald völlig unbeachtet.

Die Mittheilungen des Besitzers von Bombüll-Hof brachten ihn auf andere Gedanken. Hier galt es mehr als ein Hinderniß zu beseitigen, mehr als einen Sieg zu erkämpfen. Und gleichzeitig konnte er auch ein paar widerwärtig trotzige, hochfahrende Menschen, gelang sein Anschlag, recht empfindlich demüthigen.

Margreth war unstreitig ein schönes, begehrenswerthes Mädchen. Sie mußte allen Menschen von raschem Blut gefallen. Den schwedischen Freiherrn hatte sie ungezogen behandelt, dafür mußte sie schon einmal bestraft werden, und weil dies schnöde Gebahren jedenfalls eine Folge ihrer Liebe zu dem rauhen Knecht Ipsen war, den sie also ihm, dem vornehmen Schweden aus dem höchsten Adel, vorzog, mußte die ihr zukommende Strafe recht empfindlich und kränkend für den frechen Bauernburschen ausfallen.

Sture Bjelke entwarf mehr als einen Plan, um seine Absicht zu erreichen, gab aber jeden als unausführbar auf.

„Wenn ich die köstliche Blume dem täppischen Friesen abspenstig machen und sie ihm rauben könnte, während er das Nachsehen hat, das wäre doch für ihn die größte Strafe, für mich der herrlichste Triumph!“ rief er sich ermuthigend zu, und der Beschluß, diesen Plan durchzuführen, stand unumstößlich fest. Unvermerkt, zart, schmeichelnd näherte sich der Cornet der schönen Friesin. Bald begegnete er ihr auf Schritt und Tritt. Der gewandte, flinke Freiherr schien allgegenwärtig zu sein oder zaubern zu können. Ging sie früh mit den blinkenden Messingeimern auf die Koppel, wo die Kühe ihres Brodherrn weideten, und war weit umher bei ihrem Fortgange kein Mensch, am wenigsten ein schwedischer Reiter zu sehen, so hatte sie gewiß die erste Kuh noch nicht zur Hälfte gemolken, und die freundlich grüßende Stimme des männlich-schönen Cornet überraschte die Einsame. Holte Margreth Wasser aus der Tränke, so griff der schwedische Officier mit zu und entriß ihr, wollte es sich anders nicht thun lassen, die Eimer gewaltsam. Am Herde, auf dem Heuboden, wenn sie die Kinder pflegte oder am Webestuhle schaffte: immer war der Freiherr in

der Nähe, um mit ihr zu sprechen, ihr Schmeichelworte zuzurufen, die das geängstigte und so consequent verfolgte Mädchen beunruhigten und in die größte Verlegenheit setzten. Sie konnte nicht anders glauben, als, der junge Schwede habe wirklich sein Herz an sie verloren. Ihr ward angst und bange bei diesem Gedanken; denn was konnte sie dem reichen, vornehmen Freiherrn sein, und was sollte aus ihrem armen, treuen Ipsen werden, wenn diesen Bewerbungen kein Ziel gesetzt werden konnte!

Geraume Zeit ging das geängstigte Mädchen still mit sich zu Rathe, was sie wohl zu thun habe, um den Zudringlichen zu entfernen. Alle nahe liegenden, von dem weiblichen Instinct gebotenen Mittel waren schon versucht worden. Sture Bjelke ließ sich dadurch nicht abschrecken. Weder eisige Kälte, noch Thränen, noch Bitten und heftige Vorwürfe verscheuchten den hartnäckigen Mann. Er ward nur ungestümer, leidenschaftlicher; Unhöflichkeit oder unwürdiges Benehmen konnte ihm die Friesin nicht vorwerfen.

Anfangs hoffte Margreth, ihr Verlobter werde alsbald den unbesonnenen Cornet überraschen und ihm dann auf friesische Manier gebührend heimleuchten. Sie hatte Grund, dieser Hoffnung mit Zuversicht sich hingeben zu können, da Niß Ipsen

dem Freiherrn weder wohl wollte, noch ihm irgend etwas Gutes zutraute. Von jeher hatte er den schwedischen Eindringling mit eifersüchtigem Auge bewacht, und es war durchaus nicht anzunehmen, daß er diese Bewachung deshalb, weil sie bisher unnöthig gewesen war, aufgegeben haben sollte. Wie sehnlichst indeß Margreth ein Dazwischentreten ihres Verlobten, dem sie von ganzem Herzen ergeben blieb, herbeiwünschte, es erfolgte nicht. Sture Bjelke war schlau genug, immer die Stunden und Momente zu seinen Bewerbungen um die hartnäckige Widerspänstige zu benutzen, wo er sichere Kunde hatte, daß der eifersüchtige Knecht auswärts beschäftigt sei. Wußte er Niß Ipsen nur in der Nähe, so unterließ der Cornet klüglich jede Annäherung.

Einige Male stand Margreth, von den rastlosen Verfolgungen des schwedischen Herrn in rathlose Unruhe versetzt, auf dem Punkte, sich ihrem Brodherrn anzuvertrauen, und von diesem Hilfe und Schutz gegen dessen Nachstellungen zu erbitten. Ueberdachte sie aber wieder die möglichen Folgen, welche eine solche Entdeckung haben konnte, so schrak sie davor entsetzt zurück und duldete lieber, dem Zufalle vertrauend, in der Stille, was sie aus eigener Kraft nicht zu ändern vermochte.

Ein Zufall war es denn auch wirklich, welcher

der gepeinigten Magd Rettung bringen sollte. Eines Tages nämlich, als Sture Bjelke eben nach einem höchst leidenschaftlichen Auftritte mit drohenden Worten von ihr gegangen war, fand Niß Ipsen seine Braut in Thränen. Verwundert fragte er sie: was ihr begegnet sei? weshalb sie weine? denn er war an derartige Gefühlsausbrüche bei Margreth gar nicht gewöhnt.

Das Mädchen erröthete — stotterte — wollte sprechen und wagte es doch auch nicht, da sie den heftigen Widerwillen Ipsens gegen den Schweden kannte.

„Ha," fuhr der leicht reizbare und höchst jähzornige Knecht die Stammelnde an, „Du bist meiner überdrüssig. Das blanke Ledercollet und der knapp sitzende schwedische Rock stechen Dir in die Augen! — Nur immer zu, geh' nur hin, wirf Dich ihm an den Hals. Wenn er Dich verschimpfirt hat, spuckt er vor Dir aus und stößt Dich in das nächste Moor, um Dein Heulen nicht zu hören! — Dumme Närrin! Er, ein hochfahrender Edelmann, und Du, eine arme friesische Magd! Aber, wenn ich ihn packen kann, hm, das Genick dreh' ich ihm ab, daß ihn der Teufel gleich präparirt mit Haut und Haar verschlucken kann!"

Margreth fand während dieses heftigen Zornausbruches ihre Ruhe wieder. Sie bat durch Ge-

berden den Tobenden, sie doch anzuhören, und als Niß Ipsen endlich schwieg, sprach sie:

„Ich will den schrecklichen Menschen ja nicht, lieber Niß, nur weiß ich ihn nicht los zu werden. Hilf mir! Du kannst's und Dir kommt es zu. Bin ich nicht Deine Braut?!"

„Braut? Und scharmuzirst mit Andern? Mit Ausländern? Mit einem schwedischen Strolch?!"

„Kann ich ihm verbieten, mir nachzuschleichen? Wie ein Schatten huscht er hinter und neben mir her. Umarmen würd' er mich und an sich drücken, schlüg' ich nicht um mich."

„Die Faust in's Gesicht, wäre verdienter Lohn! Warum riefst Du mich nicht?"

„Weil Du nie in der Nähe bist, wenn er mir nachschleicht. O, ich habe nirgends Ruhe! Nicht in Feld und Garten, nicht in Küche noch Keller! Selbst an meiner Kammerthür hat er schon ein paarmal gerüttelt, daß mir der kalte Schweiß ausgebrochen ist vor Angst. Tiger mußte es aber hören, denn er schlug jedesmal laut an, und das Gebell des wachsamen Hundes verscheuchte den ungestümen Menschen."

„Darum also bellte der Hund in den letzten Nächten?" sprach Niß Ipsen nachdenklich und in ruhigerem Tone. „Glaubst Du, daß er noch einmal den Versuch machen wird, in Deine Kammer zu dringen?"

„Er hat mir das Aergste angedroht," erwiederte Margreth, „und ich weiß mich nicht anders zu schützen, als daß ich Gewalt brauche. Und sollt's mein Leben kosten, ich widersetzte mich ihm. Dir hab' ich mich verlobt, Niß; vertraust Du mir und meinem Wort, meinem Schwur, beim ewigen Gott und seiner Barmherzigkeit, ich will und werde Dir keine Schande machen!"

Ipsen war still geworden. Er sah nachdenklich vor sich hin und schürte das Feuer auf dem Herde mit einer Zange zusammen, diese wiederholt heftig in die schwehlende Gluth stoßend.

„Sei ohne Furcht," sprach er nach kurzem Schweigen. „Friesisch Blut frißt schwedisch Eisen. Ich werde wachen über Dich, wie Gott wacht über sein Weltall. Du bist mir die Welt. Wer Dich mir rauben oder verderben will, vernichtet mich. Soll's um mich geschehen sein, nun in Gottes Namen! Es muß aber erst Kampf geben und mein Blut muß fließen, ehe ich wimmere: es ist gut! Gott befohlen, Margreth; denk an Niß Ipsen und hab' Muth!"

Der Knecht verließ die Bestürzte. Gleich darauf hörte sie den Hufschlag des Pferdes, das den Cornet heimgetragen. Ipsen sprang dem Schweden rasch entgegen und nahm ihm freundlicher als gewöhnlich die Zügel ab, um das Thier abzuzäumen und zu pflegen. Sture Bjelke trat mit klirrenden

Sporen in das Wohngemach des Hofbesitzers, nickte im Vorübergehen Margreth verstohlen zu, reichte Uwe, der sogleich auf des Freiherrn Knie kletterte, die Reitpeitsche, und ließ sich von der schmeichelnden Elsa erbitten, ihr ein nordisches Mährchen, deren ihm viele geläufig waren, zu erzählen.

Viertes Kapitel.

Eine rasche That.

In und um Bombüll-Hof waltete die Stille der Nacht. Nicht einmal die Wachtposten, welche die schwedische Besatzung hier und da, an Orten, die leicht zugänglich waren, ausgestellt hatte, verursachten, auf- und abschreitend, weithin vernehmbares Geräusch. Dennoch wachten in dieser Nacht mehr als zwei Augen auf der alten Burg des blutigen Stoertebecker. Vielleicht waren seit des berüchtigten Seeräubers letztem Abzuge aus dem halb verwitterten Gemäuer nie wieder menschliche Herzen in so heftige Bewegung gesetzt worden, wie in der verhängnißvollen Mainacht, die jetzt über dem Hofe lag.

Sture Bjelke saß noch wachend in seiner Kammer. Sein Licht war lange schon erloschen, nur

der hereinfallende Schimmer der Sterne und der hellen nordischen Nacht erfüllte den mäßig großen Raum mit mattem Dämmerschein. Für ein daran gewöhntes Auge genügte indeß dieser falbe Luftglanz, um alle Gegenstände in ziemlicher Entfernung deutlich wahrnehmen zu lassen.

So harrte der Schwede bis nach Mitternacht. Das Himmelsgewölbe war dunkler geworden, ein farbloser Schatten lag über der Erde und machte Land, Luft und Meer in einander verschwimmen. Auch schien es, als dampfe der feuchte Marschboden und werde alsbald einen undurchdringlichen Dunstschleier weithin über die Gegend breiten.

Jetzt erhob sich der Cornet, öffnete behutsam das Fenster und horchte mit angehaltenem Athem hinaus. Es rührte sich kein Blatt, kein Thierlaut war vernehmbar, nur das Meer athmete in lang verhallenden Zügen.

Sture Bjelke steckte ein kleines Dolchmesser mit funkelndem Griffe in sein nur lose zugehäkeltes Wams, drückte die Thür seiner Kammer auf und schlich geräuschlos hinaus. Auf dem Herde glimmten noch ein paar Torfkohlen, die aus der zerfallenden Asche wie gespenstische Augen leuchteten. Die schwarze Hauskatze strich um die warme Herdstelle, reckte sich aus und steckte ihren Kopf in den Kessel,

der gewöhnlich über der Gluth hing. Sonst regte sich nichts im weiten, öden Hofe.

Der Cornet tastete sich die wenigen Stufen hinab, näherte sich dem Herde, umschritt diesen und gelangte so auf die andere Seite des Hauses, deren Fenster nach Westen sahen. Die scharf hörende und sehende Katze bemerkte den schleichenden Menschen, sprang erschrocken fort und berührte im Sprunge Kette und Haken, woran der Kessel hing, so daß beide stark klirrten. Sture Bjelke hemmte seine Schritte und horchte mit vorgebeugtem Kopfe und weitgeöffneten Augen. Es blieb indeß still im Hofe, was ihn beruhigte und zur Vollführung seines Anschlages anspornte. Mit wenigen Schritten stand er vor Margreth's Kammerthür. Zagend und zugleich rückwärts blickend, griff er nach dem Drücker. Er gab nicht nach, die Thür war von Innen fest verriegelt.

Um den bärtigen Mund des jungen Kriegers flog ein spöttisches Lächeln. Er hatte dies vermuthet und konnte deshalb in seinem Unternehmen dadurch nicht gestört werden. Längst schon vertraut mit den Localitäten von Bombüll-Hof, ging er an der Thür vorüber und wendete sich links den Stallungsräumen zu. Hier war eine Seitenthür, welche in's Freie führte. Verschlossen konnte diese nicht

werden, das wußte der Cornet, und wenn die Luft still war, hatte man auch beim Eröffnen derselben nicht zu fürchten, daß sie in den Angeln knarre. Von dieser Thür hob Sture Bjelke jetzt den Holzriegel, der sie von Innen sperrte, und schlüpfte gewandt hinaus in's Freie. Schattige Fliederbäume bildeten hier einen erwünschten Versteck. Wieder blieb der abenteuersüchtige Schwede stehen, um zu horchen und zu lauschen. Tiefe Ruhe ringsum — das Glück schien ihm zu lächeln. Er hob den Kopf mit dem starken, blonden Lockenhaar höher, fühlte nach seinem Dolche und schlich an der Mauer fort bis unter das zweitnächste Fenster. Hier warf er einen flammenden, leidenschaftlichen Blick nach Oben, streckte die Hand aus, um die Höhe zu messen und stieß mit kräftiger Faust sein Dolchmesser in eine Spalte des Gemäuers. Ein Ruck, ein Sprung, und seine elastisch-gelenke Gestalt schwebte auf dem hervorragenden Griff des Dolches, während die Linke fest einen Pflock umklammerte, der neben dem Fenster im Gebälk stak. In diesem Augenblicke regte sich eine zweite Gestalt unter den Fliederbäumen, und ein breites, blankes Eisen blinkte matt im nächtlichen Dunkel. Der Schwede war aber zu sehr mit sich und seinem Unternehmen beschäftigt, um das unerwartete Erscheinen eines Dritten zu gewahren. Ein gewagter Druck öffnete

ihm das Fenster, er schwang sich behend empor und schlüpfte schnell in die Oeffnung, die weit genug war, um seine schlanke Gestalt bequem durchzulassen. Eben so rasch eilte der Beobachter unter den Fliederbäumen an die Stelle, die der Schwede soeben verlassen hatte. In dem trotzigen, harten und entschlossenen Gesicht erkennen wir den Knecht Niß Ipsen.

Margreth's Verlobter war, gemäß der Sitte auf Bombüll-Hof, um die gewöhnliche Abendstunde auf seine Kammer gegangen, der Ruhe überließ er sich aber nicht. Die Mittheilungen seiner Braut regten ihn auf bis zur Wuth und er mußte sich die größte Gewalt anthun, um nicht den ihm verhaßten schwedischen Baron auf der Stelle zur Rede zu setzen und seine Hand den Frechen fühlen zu lassen. Seine Vernunft sagte ihm jedoch, daß ein solches Verfahren nur für ihn die übelsten Folgen haben werde. Er beschloß deshalb, zu warten, bis der Schwede seine Drohung auszuführen sich anschicke. Dann wollte er den Frevler überraschen und ihn so bestrafen, daß er Zeit seines Lebens den Aufenthalt in der Wiedingharde nie vergessen könne. Nur über die Art der Bestrafung, die ja zugleich auch eine Rache sein sollte, war der ergrimmte Friese sich selbst nicht ganz klar, und gerade weil er darüber zu keinem festen

Entschluß kommen konnte, stellte er sie dem Zufall anheim.

Gleich dem Cornet saß Niß Ipsen lauschend in seiner dunkeln Kammer. Die Minuten wurden ihm zu Stunden, die Stunden dehnten sich zur Ewigkeit aus, und eine freudige Empfindung regte sich in seinem Herzen, als er die schattengleiche Gestalt des Freiherrn am Herde vorübergleiten sah.

„Er ist's!" murmelte der Knecht, während sein Blut stockte und ihm das Athmen erschwerte. Augenblicklich schlüpfte er schnellfüßig die schmale Leitertreppe hinab, erreichte sprungweise die Flur vor dem Herde und sah, wie die Seitenthür des Hofes geräuschlos zurückfiel in die Fugen. Dann hörte er das Knirschen sandigen Gerölles. Sein Auge blickte verwirrt um sich und suchte eine Wehr zu erfassen. Es fiel auf das blanke Beil, das neben dem Herde auf dem Hackblocke lag. Ein rascher Schritt, ein Griff, und seine nervige Faust umklammerte den Stiel der gewichtigen Waffe. So bewehrt folgte er dem lüsternen Schweden, der ihm die Braut abspänstig machen oder verführen wollte.

Ein lauter Hilferuf, der schrillend an dem Fenster verhallte und nicht blos den wachsamen Tiger weckte, sondern selbst das Vieh in den Stallungen unruhig machte, drang aus Margreth's Kammer. Niß Ipsen

vernahm zusprechendes Geflüster; gleich darauf ein Stampfen Ringender. Mit geschwungenem Beile hob sich der muskelstarke Friese empor und erreichte das Fenster. Die Dunkelheit in der Kammer ließ ihn nur zwei ringende Menschen in unklaren Umrissen erkennen.

„Beiß ihm die Gurgel ab, Margreth!“ rief der wüthende Knecht, ungestüm in die Kammer springend und mit scharfem Auge seinen Feind suchend. Dieser Ruf befreite die jugendliche Magd aus Bjelke's würgenden Händen, denn der Schwede erkannte sofort die Gefahr, die ihm in der Persönlichkeit des erhitzten, nach Rache schnaubenden Friesen drohte. Furcht bemeisterte sich jedoch nicht des beherzten Kriegers. Er griff nach einem gewichtigen Schemel und drang sofort mit diesem auf Ipsen ein.

Nun begann zwischen beiden rasenden Männern in lautloser Stille ein furchtbarer Kampf. Margreth stürzte inzwischen aus der Thür und rief die Herrschaft wach. Der Hund heulte wild an seiner Kette, die Pferde wieherten und stampften, ganz Bombüll-Hof gerieth in Aufstand.

Dieser ungewohnte Lärm, der ziemlich weit in der stillen Nacht zu vernehmen war, lockte mehr aus Neugierde als aus Verdacht einen der Wachtposten der Schweden heran, die am nahen Deich aufge-

stellt waren. Auch mußte von dem Geschrei Margreth's, zu dem sich alsbald noch das der geängsteten Kinder und das Fluchen des verstörten Claas gesellte, Sture Bjelke's älterer Kamerad in seiner Nachtruhe gestört werden.

Während nun der Letztere nach dem Cornet rief, die Hausfrau Licht anzündete und Margreth noch immer um Hilfe schrie, rasselten schon die Feuerröhre der schwedischen Posten vor der Hofthür und begehrten Einlaß. In diesem Augenblick trat Claas mit flackerndem Licht auf die Schwelle der Kammer. Ein todtenbleiches Gesicht und ein am Boden liegender zuckender Körper machten den Hofbesitzer erbeben. Niß Ipsen stand, das bluttriefende Beil noch in der Hand, tief aufathmend, die Haare verwildert um das Gesicht hängend, vor seinem Herrn. Sture Bjelke lag mit gespaltenem Schädel auf der Diele.

„Unglücklicher, was hast Du gethan!“ rief Claas entsetzt aus. „Wir Alle sind verloren! die Schweden werden diese That furchtbar rächen!“

Niß Ipsen rieselte kalter Schweiß über das Gesicht, er strich die Haare aus der Stirn und sagte dumpf:

„Er hat seinen Lohn empfangen — ich hab' ihn erschlagen! — Es mag nicht recht sein, aber

— warum streckte er die Hand aus nach meiner Braut!"

Von der Pesel her vernahm man dröhnende Männerschritte und die harte Stimme des alten Schweden, welche den Mörder zu greifen befahl.

„Fort! Entflieh!" raunte Claas seinem Knecht zu. Wenn die Schweden Dich hier finden, bist Du rettungslos ein Kind des Todes!"

Niß Ipsen sah die Richtigkeit dieses Wortes ein. Er nickte mit festgeschlossenem Munde seinem Herrn einen düsteren Dank zu, erfaßte noch einmal mit bittendem Auge die händeringende Gestalt Margreth's, die jetzt schluchzend auf der Schwelle neben dem Hofbesitzer zusammenbrach, und schwang sich dann, das blutige Beil aus Instinct als Waffe behaltend, in's Fenster. Hier erblickten die herangedrängten, mit schnell entzündeten Fackeln bewehrten Schweden den grimmigen, blutbefleckten Mann. Der Ruf: Da ist der Mörder! — Fahet ihn! — Schlagt ihn nieder! hallte von mehr als einem Munde. Ipsen aber wendete sich und verschwand. Ein glücklicher Sprung brachte ihn vorerst auf freien Boden.

Einen kurzen Augenblick nur schöpfte er Athem, dann rannte er schräg über die Wiesen, die hier Bombüll-Hof begränzten, westwärts, dem Haffdeiche zu, der sich als breiter, schwarzer Wall vor ihm erhob.

Die sternhelle, klare Sommernacht ließ den Fliehenden jeden Gegenstand erkennen, und genau vertraut mit dem Terrain, fand er die schmalen Stege leicht, die zwischen den tiefen Gräben des fetten Marschlandes dem Deiche zuführten. Hinter ihm krachten ein paar Musketenschüsse — die Kugeln schwirrten pfeifend über sein Haupt. Ein Horn schmetterte den Allarmruf in die stille Nacht hinein, und es schien Ipsen, als dröhnte von allen Seiten Waffenlärm. Ohne sich umzusehen, flog er raschen Laufs immer gerad' aus, dem Deiche zu. Noch einmal knallten Schüsse, auch mußten ihm verfolgende Feinde hart auf den Fersen sein, denn er hörte das Hasten der Eilenden, keuchendes Athmen, wildes, drohendes Geschrei.

Endlich stand er dicht vor der Böschung des Haffdeiches — Schweiß triefte von seiner Stirn, die Brust hob sich röchelnd — ein Zittern, nicht der Angst, sondern der Aufregung, bewegte alle Muskeln seines Körpers.

Jetzt wagte er einen Blick zurückzuwerfen auf den Weg, den er gekommen war. Auf der Wiese bemerkte er zerstreut mehrere Schweden, die ihm folgten. Vielleicht gewahrten sie ihn im Augenblicke nicht, da der Schatten des Deiches ihn deckte, aber diese momentane Deckung konnte ihm keinen Schutz

gewähren. Lange Zeit, sich zu besinnen, blieb ihm nicht übrig. So stieg er denn den grün angeflogenen Deich hinan, warf sich auf der anderen Seite wieder hinab und flüchtete, da er die grauen Watten der Westsee im ungewissen Schimmer der hellen Nacht endlos vor sich liegen sah, auf diese von der Ebbe blosgelegten Wüsten des Meeres.

Fünftes Kapitel.

Die Flucht über die Watten.

Zu seiner Beruhigung fühlte Ipsen festen, wenn auch schlüpfrigen Grund unter seinen Füßen. Er athmete ermuthigt wieder auf, und indem er das noch immer röthlich schimmernde Beil, mit dem er den Schweden erschlagen hatte, mit grimmigem Drohen gegen das hinter ihm liegende Festland erhob, murmelte er unverständliche Worte zwischen den Zähnen.

Für gerettet durfte er sich jetzt halten, das wußte Ipsen. Erlag er dennoch seinem Schicksal, so fiel er wenigstens nicht in die Hände erbarmungs-

loser Feinde; nur Gott allein konnte ihn schlagen und vernichten.

Aber es standen dem im Eifer der Nothwehr zum Todtschläger gewordenen Friesen noch schwere Stunden bevor. Gefahren, die er gar nicht ahnte, konnten im entscheidenden Momente sich zu Gebirgen um ihn aufthürmen und ihn zermalmen.

Der bleifarbige Pfad, den sein eilender Fuß betrat, war nicht bewohntes Land. Auf diesen weiten, glatten, unebenen Feldern wuchs kein Grashalm. Der Wind trocknete diese salzigen Gründe nie aus, er berührte sie nur zeitweilig, um dann die brandende Meerfluth unter schäumendem Rollen und Wogen wieder darüber hinbrausen zu lassen. Wo Ipsen jetzt wandelte, konnten sich schon wenige Stunden später Robbe und Delphin tummeln, Roche und Haifisch auf Fang ausgehen, und Seesterne und Mollusken ihre geheimnißvollen Spiele treiben.

Riß Ipsen war nicht so genau vertraut mit den Fluthbewegungen der Westsee, daß er sich Rechenschaft über die Dauer der Ebbe hätte geben können. Die Watten lagen frei und schaumlos vor ihm, so weit sein Auge reichte; nur hie und da flimmerten zwischen den schwarzen welligen Gründen schmale, blitzende Streifen, in denen der Fliehende die Rinnsale erkannte, welche die Wogen zwischen die Watten-

felder eingegraben haben, und durch die sie mit dem zurückgetretenen Ocean in Verbindung stehen. Aus der großen Ruhe auf den Watten schloß Ipsen, daß die Zeit der Tiefebbe schon eingetreten sei oder doch nahe bevorstehen müsse, und dies ließ ihn auf's Neue Hoffnung fassen. Auch die große Stille in der Luft begünstigte die Ausführung des Planes, den er jetzt schnell und ohne alles Besinnen entwarf. Hatte er Glück, fand er die unterseeischen Pfade und überraschte ihn nicht die Fluth zur Unzeit, so konnte er Sylt erreichen, das lang gestreckt, düster, geheimnißvoll, hier finster, wie ein riesiger Eisenblock, dort im Süden weißlich glänzend, als hätten die Nymphen des Meeres silberne Schleier auf die sandigen Abhänge der Dünen gebreitet, vor ihm lag.

Es war ein gewagtes Unternehmen, ganz allein, im Dämmern des Zwielichtes, das leicht irre führen konnte, über die Watten zu gehen, und Ipsen fühlte sein Herz stärker klopfen. Allein es blieb ihm keine Wahl, denn bereits hatten die nachsetzenden Schweden seine Gestalt, die auf dem schwarzen Grunde des Meeres und in der hellen Luft scharf abstach, entdeckt, und wieder fielen Schüsse von allen Seiten. Einige der beherztesten Verfolger wagten sogar, das Watt, das den Flüchtling so sicher trug, selbst zu betreten.

Riß Ipsen war früher einmal in Begleitung eines jener armen Menschen, die sich ihren Feurungsbedarf aus dem Grunde des Meeres holen, einem sogenannten Tuulgräber, über das Watt nach der fast drei Stunden entfernten Insel gegangen. Damals hatte er jedoch nicht sehr genau auf den Weg, den sein Geleitsmann einschlug, geachtet, noch weniger den Zug der Priehle beobachtet, die bald als schmale, bald als breite, gewöhnlich zu durchwatende Wasserschläuche die einzelnen Wattenfelder von einander trennen. Nur die ungefähre Richtung hatte sich seinem Gedächtnisse eingeprägt, und diese Richtung schlug er jetzt auf gut Glück wieder ein.

Von seinen Verfolgern drohte dem Fliehenden sehr bald keine Gefahr mehr. Sie blieben zurück, Einige aus freiem Entschlusse umkehrend, Andere von dem zähen Schlick festgehalten, in den sie, der Wattenwege völlig unkundig, gerathen waren.

„Daß die Fluth sie ertränkte! daß alle Schweden von unserer Nordsee verschlungen würden!“ seufzte Ipsen und schleuderte das Beil weit von sich, das ihm jetzt nichts mehr nützen, wohl aber als der sprechende Zeuge einer schweren Blutthat, ihm gefährlich werden konnte.

Auch seine Kleidung konnte ihn verrathen, denn das Wams war mit vielen Blutflecken besudelt.

Ipsen warf es entschlossen von sich und reinigte seine Hände im nächsten Priehle, das er erreichte. Inzwischen dämmerte der neue Morgen im Nordosten, die weiche, duftige Helle der Nacht wich flimmerndem Nebeldunst, der die Dämmerung eher verdichtete, als verminderte, und selbst das ferne Eiland auf einige Zeit den Blicken des Flüchtlings entzog.

Niß Ipsen mochte eine halbe Stunde vom Festlande entfernt sein. Noch vernahm er von dorther Hundegebell, Hornsignale, Trommelschlag. Es schien, die schwedische Besatzung der ganzen Wiedingharde war seinetwegen allarmirt worden und jetzt im Abmarsch auf den Schauplatz seiner blutigen That. Noch einmal wendete er sein Auge zurück dem Lande zu, wo er die Geliebte, für deren Besitz, zu deren Vertheidigung er das Schreckliche gethan, unbeschützt und einem ungewissen Schicksal zurückgelassen hatte. Dieser Rückblick erklärte ihm den gewaltigen Lärm. Eine hochrothe Flammensäule lohte auf hinter dem Deiche. Bombüll-Hof war in Brand gerathen. Vielleicht hatten es die Schweden angezündet, um empfindliche Rache zu nehmen an Denen, in deren Behausung einer der Ihrigen erschlagen worden war, vielleicht auch war bloße Unvorsichtigkeit und die große Verwirrung,

welche auf Bombüll-Hof herrschte, die Ursache der Feuersbrunst, die ihn jetzt verzehrte.

„Gott sei mit meiner Margreth!“ flehte der einsam Irrende. Eine heiße Bitte trat auf seine Lippe, eine Bitte, die nur in einem lauten, tiefen Seufzer, nicht in Worten sich dem gepreßten Herzen des schwer betrübten Mannes entrang. Der arme, mittellose, jetzt durch seine Blutthat verstoßene Knecht, konnte Niemand helfen, wußte er sich doch selbst kaum zu rathen. Er mußte also diejenigen, die er liebte und bei denen sein Herz blieb, wenn er auch in ferne Weltgegenden verschlagen werden sollte, nur der Allbarmherzigkeit Gottes vertrauensvoll übergeben.

Während hinter ihm sein langjähriger Wohnort, die Stätte, wo er Margreth kennen und lieben gelernt, wo er ihr Gegenliebe abgerungen und zahlreiche glückliche Stunden mit der Geliebten verlebt hatte, von den Flammen verzehrt wurde, schritt Ipsen rastlos über die Watten. Vor ihm lag eine hohe undurchdringliche Nebelschicht. So düster, so undurchdringlich war auch die Zukunft, die seiner harrte.

Der wilde Trotz und die heftige Aufregung, die bis dahin dem Flüchtling eine eigenthümliche Spannkraft verliehen hatten, verschwanden allmählich.

und ein wehmüthiges Gefühl schwellte die Brust des armen Knechtes. Reue über seine That fühlte Ipsen zwar nicht, denn er hielt diese für geboten; auch lag es außerhalb der Anschauungsweise dieses kräftigen Naturmenschen, das Leben eines Mannes, der ihm offenbar Böses zufügen, ihm das herrlichste, unschätzbarste Gut, das überhaupt ein Mensch besitzen kann, rauben und zu unlautern Zwecken benutzen wollte, sehr hoch anzuschlagen. Ihn schmerzte nichts, als der Verlust der Geliebten. Und verloren geben mußte er das theure Mädchen, denn wie sollte er wieder in ihren Besitz gelangen! Dieser Gedanke, der sich in seiner Seele zur Gewißheit ausbildete, erpreßte dem starken Manne fast Thränen, und wenig fehlte, er hätte sich hingeworfen auf's öde Watt, um sich von der wiederkehrenden Fluth für immer begraben zu lassen. Den meisten Menschen aber wohnt ein so starker Erhaltungstrieb inne, daß ein recht lebhafter Gedanke an den Tod schon den Wunsch, das Leben geendigt zu sehen, wieder verscheuchen kann. Kaum berührte nur dieser Gedanke die Seele Riß Ipsen's, so lehnte sich dieser mit aller Kraft einer widerstandsfähigen Natur dagegen auf, und um seinem Willen mehr Festigkeit zu geben, rief er laut aus: „Nein, ich will nicht sterben! Ich will kämpfen und ringen, um Margreth, die augen-

blicklich für mich Verlorene, mir auf's Neue wieder zu gewinnen!"

Fast eine ganze Stunde noch irrte der Flüchtling durch die Wattenfelder, ohne der ersehnten Insel, die Anfangs ihrer ganzen Ausdehnung nach so deutlich vor ihm lag, wieder ansichtig zu werden. Vielmehr verdickte sich die vor ihm stehende Nebelwand und hüllte auch Ipsen bald in ihre feuchten, fluthenden Gewänder.

Er wußte nicht mehr, wo er sich befand. Der Lärm auf dem Festlande war längst verstummt, den Wiederschein der Flamme vom brennenden Hofe entzog ihm die Nebeldecke, und obgleich inzwischen der Tag anzubrechen begann, beleuchtete doch kein freundlicher Lichtstrahl den Pfad, den er vorsichtig wandelte. Selbst die Richtung, in der sich Ipsen fortbewegte, wußte er jetzt nicht mehr genau anzugeben, da längst schon die vollkommenste Windstille eingetreten war.

Unverdrossen vorwärts schreitend, vernahm der flüchtige Knecht nach Verlauf einiger Zeit ein seltsames Geräusch, das sehr entferntem Donnergeroll nicht ganz unähnlich klang. Er blieb stehen, legte beide Hände an die Ohren und horchte. Das Geräusch wiederholte sich in regelmäßigen Pausen und schien an Stärke zuzunehmen.

„Es ist die Fluth oder die Brandung an steilen Küsten," sagte er, mit großer Aufmerksamkeit die Farbe des Wattes betrachtend, das er leider nur wenige Schritte weit deutlich überschauen konnte. Da sich indeß noch keine Veränderung an dem grauschwarzen, ziemlich festen Boden zeigte, war mindestens augenblicklich noch keine Gefahr vorhanden; nur, daß er nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, beunruhigte den ermüdenden Wanderer. Der Schall des fluthenden Meeres war einzig und allein sein Führer.

Lange jedoch sollte Jpsen nicht mehr in Ungewißheit bleiben. Das Watt zeigte an einzelnen, niedrigen Stellen bewegtes, hin und wieder rollendes Wasser, ein sicheres Zeichen, daß die Fluth stieg. Eine halbe Stunde später mußte die volle schwere Meereswoge ihn umbrausen, wenn er bis dahin das ohne Zweifel sehr nahe Land nicht schon betreten hatte.

Jpsen konnte jetzt nicht mehr in gerader Richtung vorwärts gehen, denn bald schäumte links, bald rechts eine breite, graugrüne Welle heran, bald sprühte vor ihm eine Salzschauer zu ihm herüber. Stets bis über die Knöchel im Meerwasser watend, mußte er fürchten, in einen der tiefen Rinnsale zu gerathen, in denen er unrettbar ein Opfer des Fluthstromes geworden sein würde.

Plötzlich lichtete sich der Nebel vor ihm, ein dunkler Gegenstand bewegte sich in seiner Nähe, und deutlich vernahm er die Stimmen zweier Männer. Die Hände trichterartig an den Mund haltend, stieß er ein lautes Halloh! aus.

Allsogleich ward ihm geantwortet; die dunkeln Gestalten schritten auf den Verirrten zu und brachten ihm die tröstende Nachricht, daß er dicht unter dem Felsengerölle von Morsumkliff sich befinde und geradesweges nordwärts dem Fluthstrome entgegengehe, der binnen einigen Minuten auf den sandigen Riffen haushoch strudeln und Alles mit sich fortreißen werde.

Dem Aussehen nach hielt Riß Ipsen die beiden Männer, denen er zu so glücklicher Stunde begegnete, für Strandläufer. Einer wenigstens machte ganz diesen Eindruck. Seltsamerweise nur trug gerade dieser, ein hoher Mann mit ernsten, kalten Zügen und schon grauem Haar, kein Netz, um etwa aufgefundene Schätze, wie die Wattströme sie bisweilen auf den Wattenfeldern absetzen, darin zu sammeln. Sein jüngerer Gefährte allein führte ein derartiges Netz.

„Ihr seid frühzeitig auf," sprach Riß Ipsen die beiden Sylter an, um zu erfahren, was er wohl von ihnen zu halten habe. „Wer etwas finden

will auf den Watten, muß freilich die Stunden wahrnehmen."

Der Aeltere blickte ihn von oben herab mißtrauisch an. „Ihr scheint nicht viel gefunden zu haben," versetzte er, „man könnte eher glauben, Ihr hättet mehr verloren als Ihr entbehren könnt."

„Wie versteht Ihr das?"

„Nun, weil Ihr ohne Wams herumlauft," setzte der bejahrte Sylter munterer hinzu. „Wenn man Euch so ansieht, bespritzt mit Schlick bis auf die Brust, ohne Mütze und Stock, mit zerrissenem Hemd, könnt' es einem Niemand verargen, schöpfte man Verdacht. Gerad' heraus, Ihr habt mehr Aehnlichkeit mit einem Ausreißer, als mit einem ehrlichen Manne."

Das Auge des jüngeren Mannes, der ungleich feiner gebaut war, zarte, weiße Hände und ein blasses, intelligentes Gesicht hatte, sah theilnehmend zu dem Flüchtlinge auf, der jetzt erst den Zustand seiner zerzaus'ten Kleider gewahrte.

„Habt keine Sorge," sagte dieser beruhigend, „Ihr befindet Euch auf Sylt und die Sylter sind keine Verräther. Ihr kommt aus der Wiedingharde, der Dialect verräth es."

„Ich bin ein Flüchtling," sprach Niß Ipsen,

der es für besser hielt, einem ehrlichen Jünglingsgesicht gegenüber keine Winkelzüge zu machen, die ohnehin seiner offenen Natur zuwider waren. „Ich hatte Streit mit den Schweden," fuhr er fort, „schlug mich und hab' wohl auch Einem von ihnen die friesische Hand zu fest auf den Mund gelegt, so daß er darüber das Athemholen vergaß. Die Anderen fielen über mich her, machten mich zur Zielscheibe ihrer Feuerröhre und weil ich nirgend mehr einen Ausweg sah, flüchtete ich auf's Watt und irrte umher, bis ich Euch fand."

„Böse Brut, die Schweden!" murmelte der Alte stirnrunzelnd. „Sie sengen, brennen, rauben und morden. Meinem Schwestersohne haben sie auch den Hof angezündet."

„Wie meinem Herrn, als ich ihnen entwischte," sagte Ipsen.

„Wer ist Euer Herr?" fragte der Jüngling.

„Claas von Bombüll," erwiederte der Flüchtling, „der Besitzer von Stoertebecker's Burg. Jetzt liegt das alte Erbe der Claas in Schutt und Asche."

„Bombüll-Hof verbrannt!" sagte der junge Mann mit warmer Theilnahme. „Was wird mein Vater dazu sagen! Wie nennt Ihr Euch?"

„Riß Ipsen, junger Herr," versetzte der Knecht.

„Ich diente bei Claas seit Jahren und wäre jetzt ein glücklicher Mann, wären die schwedischen Völker nicht diebisch in's Land gefallen."

„Ihr seid mein Gast," sprach der Jüngling entschieden. „Mein Vater wird Euch gern Herberge geben und auch für Euer Fortkommen sorgen. Er kennt Bombüll-Hof und war von jeher ein großer Verehrer friesischer Heldenthaten. Ich bin in dieser Beziehung gar nicht nach seinem Sinn gerathen," fügte er, wehmüthig lächelnd, hinzu. „Mir wär' es viel angenehmer, könnte ich ein Steuer statt der Feder führen, und weil ich lieber Muscheln suche und Seethiere, als in kirchengeschichtlichen Büchern mir die Augen müde zu lesen, mache ich bisweilen in schönen Nächten mit vertrauten Freunden einen Spaziergang auf's Watt."

„Da seid Ihr wohl eines Gelehrten Sohn?" sagte Niß Ipsen.

„Getroffen!" erwiederte der Jüngling. „Mein Vater ist Pastor in Keitum — dort streckt eben der Thurm von Keitum seine Spitze aus dem verfliegenden Nebel hervor. Ein sehr gelehrter Mann, bei dem Raben! Und weil er so gelehrt ist, will er, daß sein einziger Sohn noch viel gelehrter werden soll."

Der alte Graukopf lachte.

„Wird dem Herrn Pastor aber doch nicht ge-

lingen," sagte er zuversichtlich und mit unverkennbarer, innerer Freude. „Steckt der Drang zum Bücherlesen nicht in dem Menschen, so bringen alle alten und neuen Propheten ihn nicht dazu, ein Bücherwurm zu werden. Es wird blos Zeit damit verloren. Darum, junger Herr, nur friesisch steif geblieben und den Nacken nicht gebeugt. Der alte Pfarrhof hat ja auch noch eine Ebberthüre, um einen aufrechtgehenden Menschen durchzulassen."

Während dieses Gesprächs hatten die drei Wanderer die ersten Häuser von Morsum erreicht. Hier schüttelte der Alte seinem jungen Begleiter die Hand und verabschiedete sich. Die Morgensonne brach durch die fallenden Nebel und rollte diese in goldig schimmernden Wellen dem blitzenden Meere zu. Umbrandet von diesem sprühenden Morgensonnenfeuer, schritt der glücklich entkommene Ipsen an der Seite seines jugendlichen Beschützers der Keitumer Pastoratswohnung entgegen.

Sechstes Kapitel.

Vater und Sohn.

So früh am Tage ruhte auf der dünn bevölkerten Frieseninsel noch die Mehrzahl ihrer Bewohner. Nur einige Fischer wandelten zwischen den grün aufsprossenden Gerstenfeldern nach dem flachen Strande der Binnensee, wo jetzt die anschwellende Fluth weißhäuptig um eine Anzahl vor Anker liegender Segelboote hüpfte. Im Orte selbst begegnete den Wanderern Niemand. Sie waren die einzigen Regsamen und ihre Tritte, ihre Gespräche hallten so laut, als wäre niemals ein lebendes Wesen in diese Gegend gekommen.

Das von hoher Mauer umgebene, in dicht belaubten Baumwuchs gleichsam eingehüllte Pastorat war noch verschlossen. Der Sohn des Pfarrers klopfte laut an die Pforte, die nach einiger Zeit geöffnet wurde. Eine hohe, schon ziemlich bejahrte Frau mit kalten Zügen, ganz friesisch gekleidet, empfing die frühen Ankömmlinge. Ihr Gruß war keineswegs freundlich und es schien, als ruhe ihr großes, fragendes Auge auf dem, allerdings seltsam aussehenden Begleiter ihres Sohnes mit offenbarem Mißfallen.

„Ein Verirrter, Mutter," sagte der Sohn. „Ich habe das Glück gehabt, ihn zu finden, ehe er der Fluth zum Opfer fiel. Er bittet um die Vergünstigung, sich bei uns erholen zu dürfen."

„Bedürftige fanden stets Aufnahme im Hause des Pastors Cruppius," versetzte die Pfarrersfrau. „Tretet ein. Was friesische Gastfreiheit vermag, soll Euch werden."

Niß Ipsen sprach leise einige Worte des Dankes, wohl aber fühlte er sich nicht in dieser Behausung. Es wehte ihn Alles darin kalt und unfreundlich an, und er ahnte, daß der häusliche Friede, das innige Zusammenleben zwischen Aeltern und Kindern, dies wahre und größte Glück einer Familie, in diesem Hause wohl keine bleibende Stätte gefunden haben möge. Hätte er noch daran zweifeln können, die hastige und ängstliche Frage seines jungen Begleiters nach dem Vater und nach dessen Stimmung würde ihm gesagt haben, daß seine Vermuthung auf gutem Grunde ruhe.

Die Antwort der Mutter lautete ausweichend, und dies gab dem Sohne, als er sich mit seinem Schützlinge allein befand, Gelegenheit, seinem Unmuth freien Lauf zu lassen.

„Wundert Euch nicht," sprach er, „wenn Ihr mich unzufrieden sehet. Ich befinde mich in einer

beklagenswerthen Lage. Geliebt von meinen Aeltern, mache ich ihnen Kummer, weil sie von mir verlangen, ich solle etwas treiben, was meinen Naturanlagen zuwider ist. Dies stört unser Aller Glück, jagt mich aus dem Hause und zieht mir den Zorn der Aeltern, und namentlich des Vaters zu. Ihr dürft nicht erschrecken, wenn Ihr alsbald einen höchst widerwärtigen Auftritt erleben solltet."

Der junge Mann, der höchstens achtzehn Jahre zählen konnte, sprach dies mit trauriger Stimme, doch ohne sichtbare Zeichen tief innerer Leidenschaft. Niß Ipsen, der zwar keinerlei Bildung besaß, von Natur aber aufgeweckten, raschen Geistes war, und der unter andern Verhältnissen jedenfalls schon längst eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft sich erkämpft haben würde, empfand den Schmerz des Jünglings, ohne sich volle Rechenschaft darüber geben zu können. Er schwieg deshalb auf die Bemerkungen des jungen Cruppius und begnügte sich, einen theilnehmenden Blick auf diesen zu richten.

„Da kommt mein Vater," fuhr der Jüngling fort, einige aufgeschlagene Bücher heftig zuschlagend und sie mit offenbarer Verachtung in einen Schrank werfend. „Jetzt wird das Examen gleich losgehen."

Niß Ipsen begriff von dem Allen nichts. Neu-

gierig blickte er nach der Thür, vor welcher sich schlürfende Tritte hören ließen. Wenige Secunden später trat der Pastor in's Zimmer.

Gerson ging dem Vater entgegen und begrüßte ihn kindlich demüthig. Der Flüchtling, der jetzt ein abgelegtes Wams seines Beschützers trug, machte eine Art schüchterner Verbeugung, die ihm schlecht genug anstand.

„Ist der Mensch dort Dein Findling?“ fragte der Pastor, ohne den Morgengruß des Sohnes zu erwiedern. Seine Stimme klang hart, sein Blick heftete sich mit der Schärfe eines Untersuchungsrichters auf den geflüchteten Knecht.

Der Sohn bejahte und wollte noch einige Worte hinzufügen, die seine Handlungsweise rechtfertigen sollten. Der Pastor hob aber seine Hand und rief ein befehlshaberisches: „Still!“

Hierauf trat er dem bestürzten Ipsen, der scheu die Augen niederschlug, ein paar Schritte näher und sagte:

„Woher?“

Ipsen hob langsam sein gebücktes Haupt, indem er mit halber Stimme antwortete:

„Ich komme aus der Wiedingharde, Herr Pastor.“

„Euer Stand?“ fuhr der strenge Examinator

fort, unverwandt seine großen, finstern Augen auf Ipsen richtend.

„Ich bin ein armer Ackerknecht,“ versetzte der Eingeschüchterte.

„Euer Begehr?“ fragte etwas weniger barsch der Pastor weiter.

„Von den Schweden verfolgt, bin ich flüchtig geworden,“ fuhr mit steigendem Selbstvertrauen Riß Ipsen fort. „Der Zufall hat mich hiehergeführt. Ich möchte bitten, mir Herberge zu geben, bis ich wo anders einen Dienst gefunden.“

Pastor Cruppius ließ längere Zeit forschend sein Auge auf dem Knechte ruhen.

„Könnt hier bleiben und mein Land bestellen,“ sagte er dann kurz und in einem Tone, der kaum eine Ablehnung zuließ. „Versteht Ihr Euer Geschäft, will ich für Euer Fortkommen sorgen. Die Schweden sind Barbaren.“

Jetzt kehrte sich der Pastor zu seinem Sohne und eine höhnische Schärfe in den Ton seiner Stimme legend, sagte er zu diesem:

„Nun? Haben wir wieder einmal freie Nacht gemacht? Wie befindet sich Madame Auster und Monsieur Taschenkrebs? Hat Abbé Phoka wohl zu Nacht gespeist, und wie viel Strich ist der Wind seit Mitternacht südlich oder nördlich gelaufen? Der

junge Herr ist ja ein wahrer Ausbund in nautischer Gelehrsamkeit, ich möchte deshalb von seinen wissenschaftlichen Nachtwanderungen doch auch etwas profitiren."

„Sie peinigen mich, Vater," sagte der Jüngling düster. „Bitte ich Sie, mir Erlaubniß zu geben, in freien Stunden meiner Neigung leben zu dürfen, so verriegeln Sie mit eigener Hand Thür und Fenster und machen mich zu Ihrem Gefangenen. Es bleibt mir also nichts übrig, als mir zu nehmen, was Sie freiwillig mir zu geben sich nicht entschließen können. Dafür bin ich dann ja auch wieder gern Ihr Knecht, der Sclave Ihres Eigenwillens."

„Mein Sclave und gern!" versetzte der Pastor, mit raschen Schritten das Zimmer auf- und niederschreitend, und mit eigenthümlicher Heftigkeit sich die Hände reibend. „Wenn man Alles verdrossen thut, nie heiter bei einer Arbeit ist, stets schimpft, grollt, oder gar tobt, wie es meinem Herrn Sohne beliebt, so ist man weder Sclave, noch zeigt man damit seine Bereitwilligkeit, Jemand gefällig zu sein."

„Wenn Sie dies finden, mein Vater, warum geben Sie Ihre Pläne nicht auf? Ehre werde ich Ihnen auf dem Wege nicht machen, den Sie mich zu wandeln nöthigen."

Der Pastor blieb mitten im Zimmer stehen.

„Wem kommt es eher zu, sich zu ändern oder zu fügen, dem Vater oder dem Sohne?“ fragte er streng.

„Für gewöhnlich ist dies Sache des Kindes; ich weiß es und sehe es ein,“ versetzte der Jüngling, „die Regel muß aber aufgehoben werden, wenn ein denkendes Kind nach langer Prüfung in sich selbst zu der Ueberzeugung kommt, daß sein Lebensglück untergraben wird, wenn es sich widerstandslos dem Willen des Vaters fügt.“

„Nun, widerstandslos geschieht es bei Dir eben nicht,“ sagte der Pastor, sein heftiges Händereiben von Neuem beginnend. „Verlange ich denn etwas Unwürdiges von Dir?“ setzte er hinzu.

„Mein Vater,“ erwiederte der Sohn, „was Du verlangst, ist etwas sehr Würdiges, etwas Erhabenes, fast Göttliches, ich aber kann es nicht leisten, und darum taugt es nicht für mich, und muß mir anstatt Segen, nur Verderben bringen.“

Der Pastor seufzte, und blickte hinaus in die sonnige Luft.

„Wenn ich nun sagte: Geh und thue, was Dir beliebt, welche Antwort würdest Du mir darauf geben?“

„Diese!“ rief der Sohn bewegt und warf sich

in die Arme des überraschten Vaters, der seinen Mund von den Küssen des Sohnes geschlossen fühlte.

„Das ist keine Antwort auf meine Frage, das ist nur der Ausbruch einer heftigen, aber unklaren Gefühlsaufwallung. Sprich deutlicher."

„Du weißt es, denn meine Neigungen konnten Dir nicht verborgen bleiben, da ich nie ein Geheimniß daraus machte," sagte der Jüngling. „Ich wünsche ein Seemann zu werden. Mein Großvater war es auch."

„Eben weil er es war, widersetze ich mich Deinem Begehren. Und jetzt bist Du ohnehin schon zu alt dazu."

„Was man aus Neigung, mit Liebe ergreift, lernt sich bald, Vater," entgegnete Gerson.

„Als Kajütenjunge mußt Du anfangen," fuhr der Vater fort, „die ungewohntesten Arbeiten, die untergeordnetsten Dienste thun, und eine Behandlung wird Dir zu Theil werden, wogegen Dein Stolz sich auflehnt. Dann aber spielt Dir das Tauende eine Melodie vor, daß Dir Hören und Sehen vergeht."

„Mir bangt nicht vor dieser Musik."

„Hier behandelt Dich Niemand hart," fuhr der Pastor fort, „hier kannst Du nach Deiner Bequemlichkeit leben. Nach ernsten Studien folgen heitere

Zerstreuungen, und ist es denn nicht geisterquickend, die Geheimnisse Gottes aus der Schrift kennen zu lernen?"

„Gewiß, Vater!"

„Und dennoch sträubst Du Dich?"

„Die Natur zieht mich mehr an," sagte der Jüngling. „Als Seemann könnte ich Vielen nützlich werden, als Theolog mache ich mich selbst unglücklich und langweile Tausende, ohne einen Einzigen zu erbauen."

„Du bist unverbesserlich, ein unwürdiger Sohn," sprach der Pastor vorwurfsvoll, indem er sich Niß Ipsen zukehrte, der diesem Zwiegespräch als stummer Zeuge beigewohnt hatte.

„Wärt Ihr nicht gern an der Stelle dieses Menschen?" fragte er den Knecht, sich gerade vor ihn hinstellend: „Euer Blick ist klar, Ihr scheint Anlagen zu haben."

„Zu Schiffe möchte ich gerne gehen," erwiederte Niß Ipsen.

„Zu Schiffe!"

Der Pastor kehrte ihm den Rücken zu und ging nachdenklich durch's Zimmer.

„Gingt Ihr lieber zu Schiffe, als daß Ihr eine Kanzel bestiegt, um dem Volke das Wort Gottes zu verkündigen?" fragte er zurückkehrend.

Treuherzig offen antwortete der Geflüchtete:

„Ja, Herr Pastor, viel lieber.“

„Ihr seid besessen,“ erwiederte Pastor Cruppius, eine Handbewegung machend, die aussah, als ob er ein Kreuz schlüge. Noch einmal haftete sein Auge an der trotzig-finstern Gestalt des Sohnes, der mit verschränkten Armen an dem Bücherschranke lehnte, welcher außer einer Anzahl theologischer Schriften auch andere Werke, als Geschichtsbücher, Reisebeschreibungen und naturwissenschaftliche Bücher enthielt.

„Acht Tage noch lasse ich Dir Bedenkzeit,“ sagte der Pastor. „Ueberlege reiflich, welche Antwort Du mir dann noch zu geben hast. Bleibst Du widerwillig, wie bisher, und willst Du durchaus noch nicht einsehen, daß ich nur aus Liebe, aus väterlicher Vorsorge Deinem Wunsche mich entgegensetze, so sollst Du nicht ferner mehr behindert sein. Ich gebe Dir Freiheit zu thun, was Dir beliebt, meine väterliche Einwilligung nur erhältst Du nicht, auch kann ich Dich alsdann nicht unterstützen. Das bedenke!“

Ein kurzes Nicken mit dem Kopfe mußte das nicht ausgesprochene Lebewohl ersetzen.

Der Sohn sah dem Vater düster nach. Dann fuhr er auf und schritt hastig auf Niß Ipsen zu.

„Ihr habt's gehört, sprach er flüsternd. „Ihr kennt jetzt meine Lage, mein ganzes Unglück. Mein Leben lang hier zu sitzen bei Büchern, die hundert und aberhundert Meinungen zu lesen und mir einzuprägen, die so und so viele theologische Kampfhähne über einzelne Worte und Aussprüche der Schrift niedergeschrieben haben, das kann und will ich nicht. Mich lockt die Welt, das Leben, die Ferne! Als Seemann, ich fühl's, werde ich mein Glück machen. Ihr könnt mir beistehen, dann sind wir gleich quitt."

„Vermöchte ich es, wie gern thät' ich's," erwiederte der Flüchtling. „Aber wie könnte ich unwissender Mensch Euch, dem Gelehrten, von Nutzen sein!"

„Ihr habt Lust zum Seewesen?"

„Mehr, als den Pflug zu führen und den Dreschflegel zu schwingen für fremde Menschen."

„Geht mit mir," fuhr der junge Cruppius dringend fort. „Morgen, heute, meinethalben gleich jetzt, wie Ihr wollt! Wir eilen nach Hamburg und lassen uns dort heuern. Ihr seid jung, kräftig, gewandt, es kann Euch nicht fehlen, und was Euch an Wissen noch abgeht, das bring' ich Euch bei. — Nun, was sagt Ihr dazu?"

„Euer Vater, junger Herr, hat mich als Knecht

gedungen," warf Niß Ipsen bedenklich ein. „Ich breche mein Wort und hintergehe sein Vertrauen, wenn ich Euren Lockungen folge."

Gerson lächelte, und indem er seine Hand auf die Schulter des Knechtes legte, sagte er:

„Wem bist Du mehr verpflichtet, Niß Ipsen, meinem Vater oder mir? Sei offen gegen Dich selbst!"

„Ihr habt mir das Leben gerettet," sprach der Knecht mit bewegter Stimme. „Es wäre Pflicht eines dankbaren Menschen, Euch nicht zu verlassen."

„Bist Du davon überzeugt, so begleite mich, wenn ich Dich rufe."

Niß Ipsen stand unschlüssig. Er zögerte, in die dargebotene Hand des jungen Mannes einzuschlagen.

„Weigerst Du dich, so geh' ich allein," setzte der Jüngling entschlossen hinzu. „Ich kenne meinen Vater — er will nur Zeit gewinnen. Sind die mir gestatteten acht Tage abgelaufen und ich erkläre mich, wie mein Herz mir gebietet, so schließt er mich ein, und die Noth, die Qual wird schlimmer, denn je zuvor."

„Meine arme Margreth!" sagte Niß Ipsen dumpf vor sich hin.

„Gott wird sie schützen und sie Dir erhalten,

wenn es Deine Schwester ist oder ein Mädchen, das Du liebst.“

„Ich werde sie nie wiedersehen!“

„Das glaubt jeder Liebende,“ tröstete Cruppius. „Gib ihr Nachricht von Hamburg aus.“

„Wenn sie noch lebt,“ sprach der trauernde Knecht seufzend.

„Ist sie Dir bestimmt, so wird sie leben und erhalten bleiben! — Hand her, Niß Ipsen! Sei mein Begleiter. Heute Nacht schon laß uns aufbrechen!“

Der Geflüchtete überließ nur dem dringenden Jünglinge seine Hand, er reichte sie ihm nicht freiwillig, und doch kam eine gewisse Selbstzufriedenheit über ihn. Lag doch ein neuer Lebenspfad vor seinen Blicken, den er beschreiten mußte, um durch eigene Kraft und Thätigkeit sich aus der Schlucht emporzuarbeiten, in die seine rasche That und die in Folge derselben nothwendig gewordene Flucht ihn gestoßen hatten.

Siebentes Kapitel.

Nach Indien.

Die See ging hohl. Ueber der langgestreckten Dünenkette Sylt's stand eine Wetterwolke, die häufig von zackigen Blitzen zerrissen wurde. Gerson Cruppius beobachtete den Zug dieses finstern Gewölkes mit Besorgniß.

„Was hältst Du von dem Wetter?“ fragte er dann den wortkargen Ipsen, der neben dem Fenster auf einem Schemel saß und den Kopf sinnend in seine Hand stützte. „Wird es Sturm geben?“

Der Gefragte blickte auf und verneinte dann kurz.

„Wir dürfen's dennoch wagen,“ fuhr Gerson fort. „Ein vertrauter Schiffer steht zu meinen Diensten. Die Mutter ist von meinem Vorhaben unterrichtet, und wenn sie es auch nicht billigt, hindern wird sie mich doch nicht; denn sie ahnt wenigstens, daß meine ganze Zukunft durch des Vaters Begehr in Frage gestellt ist. Dem Vater habe ich meinen Entschluß brieflich kund gethan. Er wird mein Schreiben morgen früh auf seinem Pulte finden. Anfangs, ich weiß es, wird er sehr erbittert sein, verdammen aber kann und wird er mich nicht. Ich bin und gehe ihm nicht verloren, ich folge nur

meinem Schicksale. Darum eben, denk' ich, kann auch Gott seine Hand nicht von mir abziehen."

Niß Ipsen erwiederte keine Sylbe auf diese Selbstrechtfertigung des Jünglings, der von einer heftigen Leidenschaft beherrscht im Begriffe stand, die Aeltern zu verlassen und sein Glück in der Ferne zu suchen. Die Lust, Seemann zu werden, überwältigte die Kindesliebe in ihm.

Der geflüchtete Knecht war nicht so hoffnungsvoll. Ihn drückte die Ungewißheit, und hätte er nicht fürchten müssen, geradeswegs in den Tod zu rennen, so würde er auf der Stelle umgekehrt sein, um zu erfahren, was nach seiner Flucht aus den Besitzern von Bombüll-Hof und aus seiner Braut geworden sei. Manchmal wünschte er sogar, das Meer möchte ihn verschlingen, um dieser quälenden Pein für immer ledig zu werden.

Gegen Mitternacht verzog sich das Gewitter, die See rollte aber fortwährend hohlgehende Wogen.

„Nun ist's Zeit," sprach Gerson, ein kleines Bündel, das seine Habseligkeiten enthielt, ergreifend und dem so zufällig gefundenen Gefährten einen Wink gebend. „Mache kein Geräusch, damit uns der Vater nicht hört."

Mechanisch folgte Niß Ipsen. Unbemerkt verließen die beiden Abenteurer das Pastorat. Der

alte Graubart, den Ipsen zuerst in Gerson Cruppius' Gesellschaft gesehen hatte, stand lauschend vor der Thür. Er lachte vergnügt und schüttelte dem Jüngling die Hände, wie ein freudig bewegter, zuverlässiger Freund.

„So ist's recht," sprach der Strandläufer und kühne Austernfischer. „Wer ein Mann werden will, muß bei Zeiten Kopf und Glieder selbstständig gebrauchen. Ihr taugt nicht zum Predigen, darum ist weitab von der Kirche Eure Heimath. Als Capitän eines schnellsegelnden Dreimasters werdet Ihr Euch besser ausnehmen, als im schwarzen Faltenrock. Laßt uns eilen, ehe die Fluth ganz abläuft. Niels wartet am Osterender Strande. Wenn wir tüchtig riemen und der Wind bleibt stätig, so erreichen wir Föhr in zwei, höchstens in drei Stunden. Dann seid Ihr geborgen und könnt von dort aus gehen, wohin Ihr Lust oder Gelegenheit habt."

Diese Voraussagung des alten Strandläufers ging wirklich in Erfüllung. Die Abenteurer landeten nach glücklicher Ueberfahrt im Hafen von Wyk. Schon am nächsten Tage fanden sie eine Schiffsgelegenheit nach Hamburg, dem ersehnten Zielpunkte ihrer Reise, und vom Glücke begünstigt, schwammen sie wenige Tage später, keiner Verfolgung mehr ausgesetzt, auf der Elbe.

Nicht ganz so günstig gestalteten sich die Verhältnisse der beiden Flüchtlinge in der stark bewegten Handelsstadt. Noch immer lagen die Schweden dicht vor den Thoren und besuchten häufig truppweise die mancherlei Vergnügungsorte der reichen Bürgerstadt. Da sich nun weder der handeltreibende Freistädter noch der lebenslustige Matrose mit den rechthaberischen, herausfordernden und überall herrschsüchtig auftretenden Kriegsleuten vertrug, weil Keiner sich Vorschriften machen ließ, so gab es fortwährend Händel, oft auch blutige Raufereien, die nur durch Dazwischenkunft der städtischen Polizei geschlichtet werden konnten. Auch ging das Gerücht, die Schweden trieben im Geheimen Freiwerberei und fingen kräftige, junge Leute durch allerhand feingelegte Schlingen ein, um sie in schwedische Soldatenröcke zu stecken.

Ein solches Loos fürchteten auch unsere beiden Flüchtlinge. Um demselben zu entgehen, suchte Niß Ipsen seinen jüngern Begleiter zu erneuter Flucht oder vielmehr zu einer abermaligen Reise zu bewegen. Es wollte den beiden friesischen Jünglingen ohnehin nicht gelingen, ihre Wünsche so schnell, wie sie erwartet hatten, in Erfüllung gehen zu sehen. Zwar gab es Schiffe genug, die kräftige Hände brauchten, die meisten Schiffsführer wollten

aber schon erfahrene Seeleute haben, weil sie weite, vielleicht Jahre dauernde Seereisen antraten. Andere stießen sich an das vorgerückte Alter der beiden Friesen und genirten sich, so kräftige Gestalten als bloße Schiffsjungen einzurolliren. Am allermeisten endlich war dem Unterkommen der Freunde das Verlangen hinderlich, daß sie auf ein und demselben Fahrzeuge Aufnahme beanspruchten.

„Laß uns weiter gehen, Ipsen," sprach Gerson Cruppius, als er sah, daß ihnen in Hamburg das Glück nicht lächelte. „Amsterdam ist eine eben so wichtige Handelsstadt, eben so reich, noch größer und von unternehmenden Kaufleuten bewohnt. Die Holländer haben wichtige Besitzungen in Indien, das für sie eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums ist. Dort werden wir Schiffe in großer Auswahl finden. Auch weiß ich, daß die holländischen Capitaine am liebsten friesische Matrosen heuern. Wir Nordfriesen sind nun einmal gut bei ihnen angeschrieben."

Niß Ipsen mußte die Richtigkeit dieser Vorschläge zugeben und war bereit, dem Freunde zu folgen. Unverweilt traten die beiden Jünglinge, abermals ohne sichere Aussicht auf Erfolg, eine neue Reise an und gelangten glücklich nach dem bewegten Amsterdam.

Das Leben in dieser reichen und vielfach merk-

würdigen Handelsstadt gefiel den jungen Friesen so gut, daß sie beinahe ihr nächstes Ziel aus den Augen verloren hätten. Erst als sie nahe daran waren, auch hier als Soldaten gepreßt zu werden und diesem traurigen Loose nur durch das Dazwischentreten eines einflußreichen Kaufherrn, der zugleich Rheder war, entgingen, sahen sie das Gefährliche ihrer Lage und eines verlängerten Aufenthaltes in der holländischen Handelsmetropole ein. Jener Mann, ein wohlwollender Charakter, trocken und wortkarg wie die meisten seiner Landsleute, fand Gefallen an dem kecken Auftreten der Friesen, und schon, daß sie Friesen waren, die damals alle im Rufe standen, ausgezeichnete Seeleute zu sein, bestimmte ihn, sich der Fremdlinge anzunehmen. Daß die jungen Leute irgend eine Thorheit begangen haben mußten, leuchtete dem klugen Rheder sehr bald ein, indeß konnte dies nicht für sein Handeln maßgebend werden. Die Lust beider Jünglinge, zur See zu gehen, funkelte aus ihren Augen, gab sich kund in ihren Gesprächen, und daß so großer innerer Drang tüchtige Seeleute gäbe, wußte er aus Erfahrung. Er entschloß sich deshalb rasch, die Friesen auf seinem eigenen Schiffe, einer großen Fregatte, die nach Batavia segeln sollte, anzuwerben, und gab diesen Willen seinen Schützlingen kund.

So sahen denn die Freunde ihre Wünsche in einer Weise erfüllt, die sie zu hoffen kaum gewagt hatten, und beglückwünscht von ihrem großmüthigen Gönner, der väterlich für sie sorgte und ihrer Verwendung wegen noch besonders mit dem Capitain Rücksprache nahm, auch diesem die unerfahrenen jungen Leute dringend an's Herz legte, verließen die Freunde wenige Tage später auf dem holländischen Kauffahrer mit gutem Winde den Hafen von Amsterdam und die europäischen Küsten.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Ein Bild.

Jahre waren vergangen seit den mitgetheilten Ereignissen, und nur selten gedachte ein früherer Freund oder Bekannter des flüchtig gewordenen Knechtes Niß Ipsen. Viele hielten ihn sogar für todt und bezweifelten sein Entkommen nach Hamburg, das erst viele Wochen später durch Erzählungen einiger Sylter, welche die Wiedingharde besuchten, allgemein bekannt wurde. Nur, daß auch der abenteuerlustige Gerson, des Pastors Cruppius Sohn aus Keitum, den verschollenen Knecht begleitet oder, wie Manche behaupteten, zur Flucht in die Fremde verleitet haben sollte, sprach für diese dunkeln Gerüchte. In Hamburg waren, was mehrfach eingezogene Erkundigungen bestätigten, um die angedeutete Zeit zwei friesische Jünglinge gesehen worden, deren Beschreibung mit der Aeußerlichkeit der

Gesuchten übereinstimmte. Weiter jedoch ließ sich die Spur dieser jungen Männer nicht verfolgen. Und da der verwegene Knecht keine Verwandte besaß, Pastor Cruppius aber seinen entlaufenen Sohn für verloren hielt, und am liebsten desselben nie mehr erwähnen hörte, so geriethen beide in Vergessenheit.

Margreth allein, die schöne Magd von Bombüll-Hof, vergaß weder die schreckliche Nacht, welche Niß Ipsen zur Flucht zwang, noch den auf so furchtbare Weise ihr verloren gegangenen Geliebten. Ohne recht an seinen Tod zu glauben, beweinte sie ihn doch wie einen wirklich Verstorbenen. Für sie — das mußte sie sich sagen — war und blieb Niß Ipsen todt, und da sie ihn wahr und innig geliebt hatte, kam es ihr auch zu, ihn jetzt nach Landessitte zu betrauern.

Bombüll-Hof wurde inzwischen wieder aufgebaut. Claas, der Anfangs durch die vielen Quälereien, die er in Folge des in seinem Hause stattgehabten Ereignisses zu überstehen hatte, sehr verdüstert ward und Niemand gern um sich sah, blickte wieder freier und hoffnungsvoller um sich, da sein Besitzthum stattlicher als es früher gewesen aus der Asche erstand. Die gegen ihn erhobenen Beschwerden und Anklagen zerfielen in sich selbst; die Schweden zogen

bald ganz ab, und von dem Vorgefallenen ward nicht mehr gesprochen.

Claas würde sich nunmehr auch wieder von seinen großen Verlusten erholt haben, wäre ihm jetzt nicht die treue Lebensgefährtin entrissen worden. Kummer und Schreck hatten die Gesundheit der ohnehin nicht sehr kräftigen Frau untergraben. Sie kränkelte lange, ohne auf ihre Leiden zu achten, und so lange schwere Sorgen die Stirne des hartbedrängten Gatten umdüsterten, hielt die Angst sie aufrecht. Als nun aber nach langem Bangen endlich dauernde Ruhe eintrat, da brach die arme Leidende zusammen und erlag in wenigen Wochen einem verzehrenden Fieber.

Dieser neue unvermuthete Schicksalsschlag lastete abermals schwer auf Claas. Seine noch unerzogenen Kinder bedurften nothwendig einer Mutter, und da er weder ein Mann war, der Trieb und Lust in sich fühlte, unter den Töchtern des Landes lange zu suchen, um sich die schönste und wohlhabendste auszuwählen, noch Willens, sein Lebensglück und die Zukunft seiner Kinder durch eine übereilte Heirath möglicherweise auf's Spiel zu setzen: so bedachte er im Stillen, was wohl für ihn das Beste sei.

Er blieb nicht lange unschlüssig. Margreth kannte er fast so gut, wie sich selbst. Er hatte sie

in einem Zeitraume von nahezu zehn Jahren treu, fleißig, zuverlässig, immer willig und redlich im Dienste erfunden. Sie war also ohne Frage ein Mädchen, das nicht blos zur Führung einer Wirthschaft sich in jeder Hinsicht eignete, sondern besaß außerdem auch noch Eigenschaften, welche einen Mann von geradem Charakter unbedingt glücklich machen konnten.

Eines Morgens, als der Hofbesitzer Margreth überraschte, wie sie eben mit mütterlicher Liebe für die Kinder sorgte, faßte er sich ein Herz. Er reichte dem Mädchen seine schwielige Hand hin und sagte kurz, indem er sie freundlicher als gewöhnlich anblickte:

„Willst' es immer so forttreiben, Margreth, bin ich's wohl zufrieden. Da ist meine Hand — schlag ein.“

Margreth sah mit einer halben Wendung ihres schönen Kopfes flüchtig zu Claas auf, nickte dann mit kaum merklichem Lächeln, und sagte gleichgiltig:

„Wohl, Baas, bin's zufrieden.“

„Sollst Gebieterin werden auf Bombüll-Hof,“ setzte Claas hinzu, da er merkte, daß die Magd den Sinn seiner Worte nicht so gefaßt hatte, wie er selbst ihn verstanden wissen wollte. Ein langer, fragender Blick Margreth's ließ ihn nicht weiter

sprechen. Das Mädchen ward todtenbleich, sie zitterte und eine Thräne benetzte ihre Wimper. Sie sagte aber nichts, als:

„Ihr thut mir weh, Baas!“ Damit preßte sie beide Hände gegen die Brust, ließ ab von den Kindern, die nicht verstanden, was zwischen dem Vater und ihrer Pflegerin vorging, und wollte das Zimmer verlassen. Claas vertrat ihr den Weg.

„Ich will Dein Bestes, Margreth,“ sprach er bittend.

„Laßt mich!“

„Du sollst gehalten werden, wie eine Edelfrau!“

„Ihr stoßt mir das Herz ab, Baas!“

„Du hast Niemand außer mir, Margreth! Deine Aeltern sind todt, dein Verlobter —“

Claas endigte nicht, denn wieder traf ihn das Auge der jungen Magd. Diesmal aber war der Blick dieses Auges so tief, ernst, ja geisterhaft, daß er fast davor erschrak.

„Ihr denkt seiner, Baas, und Ihr könnt mir Anträge machen?“ sprach sie mit leisem Vorwurf.

„Du trauerst um ihn, seit er von uns ging.“

„Gewiß, ich thu's,“ versetzte Margreth, und ihr Auge glänzte. Ein feines Roth überhauchte wieder die erbleichte, von langem Harme schmal ge-

wordene Wange. „Ich werd' um ihn trauern, so lange die Sonne den Schatten meines Leibes auf den grünen Koppeln abzeichnet! Wär' ja nicht werth, daß Gottes Hand mich schirmte und hielt, könnt' ich sein vergessen, der um meine Ehre landflüchtig ward."

„Aber er ist todt, Margreth, und kehrt niemals zurück," warf Claas ein. „Du lebst noch, Du kannst und sollst noch Gutes thun. Ersetzest Du meinen Kindern die Mutter, mir die Frau, so erfüllest Du Deine Pflicht und lebest nach Gottes Wohlgefallen."

„Hört auf, Baas, und ängstigt mich nicht mehr," sagte Margreth sanfter. „Ich kann Euch das nicht sein, was Ihr wollt, denn ich gehöre immerfort Niß Ipsen. Wollt' ich Euer Weib werden, beging ich eine zwiefache Sünde. Also nichts mehr davon! Euern Kindern aber will ich gern die Mutter ersetzen, so gut ich kann. Ich habe sie eben so lieb, als gehörten sie mir zu eigen."

Claas betrübte zwar diese entschiedene Weigerung Margreth's, ihm die Hand zu ehelichem Bunde zu reichen, weil er aber die Festigkeit des Charakters seiner treuen Magd kannte, drang er nicht weiter in sie. Er wußte, daß doch jedes fernere Wort überflüssig sei. Darum gab er seinen Plan auf. Seufzend reichte er der mit so seltener Treue einem

Verschollenen Anhängenden abermals die Hand, indem er sagte:

„Ich hab' Dein Wort, Margreth, und halte Dich dabei fest. Sei und bleibe meinen Kindern Mutter!“

„Ich hab's gesagt, Baas,“ erwiederte das Mädchen, die Hand des Hofbesitzers drückend.

„Es ist gut,“ sagte dieser, gab jedem der Kinder einen Kuß, drückte die Augen zu, als sei ihm etwas hineingeflogen, das ihn am Sehen hinderte, und trat tief aufathmend hinaus auf die Pesel.

Seit dieser Ansprache ging es wieder so ruhig wie immer zu auf Bombüll-Hof. Claas hielt eben so gut Wort wie Margreth. Zwischen Beiden kam das Vorgefallene nie wieder zur Sprache. Damit aber das wackere Mädchen auch ganz ihre Pflicht thun könne, nahm er noch eine zweite Magd in Dienst, die unter Margreth's Aufsicht und gewissermaßen auch Zucht stand. So hob er die Pflegerin seiner Kinder doch in einer Hinsicht auf den Posten einer wirklichen Hausfrau; ihr mußte das übrige Gesinde gehorchen; was sie aus eigenem Antriebe oder im Namen und Auftrage des Baas anordnete, mußte von Allen unweigerlich vollzogen werden.

Der verwittwete Hofbesitzer fand sich bald in diese neue, von ihm selbst eingeführte Ordnung der

Dinge. Freilich fehlte ihm stets etwas, das Niemand ihm ersetzen konnte und das ihn häufig unruhig in seiner Wohnung umhertrieb, denn mit Margreth so recht von Herzen zu sprechen, wagte er nicht. Es war ihm dies auch unmöglich, weil ihr stilles, treues Walten zu viel Drückendes für ihn hatte, und er dies lieber nur mit halbem Auge sah, als mit Margreth darüber sich in ein Gespräch einließ, wobei er nicht sicher war, daß er sein Versprechen hielt und seine Zunge bändigte.

Margreth schien nichts davon zu bemerken. Sie blieb sich immer gleich gegenüber ihrem Brodherrn und den Dienstboten, die ja zugleich ihr Mitgesinde waren. Daß aber das trauernde Mädchen der äußeren Ruhe ungeachtet, die sie zur Schau trug, doch nicht glücklich sei, verrieth ihr Aussehen. Langsam zwar, einem scharfen Auge aber doch erkennbar genug, begann sie zu verblühen. Die Rosen ihrer Jugend waren längst abgewelkt, jetzt zeigten sich bereits die Spuren des Kummers, den sie tief verschlossen im Busen trug. Ein scharfer Zug legte, besonders wenn sie lächelte, einige feine Fältchen um die frischen und noch immer vollen Lippen, und saß sie mit den Kindern Abends vor dem Hofe und sah sinnend hinaus nach dem Haffdeiche, hinter dessen geraden Linien bei heller Luft die silbernen

Spitzen der Sylter Dünen wie Schneekegel schimmerten, so bildeten sich auch Falten auf der weißen Stirn der Trauernden. In solchen Augenblicken, die wohl bisweilen zu Stunden sich ausdehnten, weilten ihre Gedanken bei dem verlorenen Geliebten, dessen Gestalt sie sich vergegenwärtigte, nach welchem sie lautlos so lange in vergehender Sehnsucht seufzte, bis die schweren Augen von Thränen überströmten und die Kinder des Hofbesitzers, welche Margreth wie einer Mutter anhingen, die Weinende durch Liebkosungen zu trösten suchten.

Zu gewissen Zeiten pflegte Claas seinen Besitz auf einige Tage zu verlassen, um in den zunächst gelegenen Städten den Ertrag seiner Felder zu verwerthen oder sonst geschäftliche Anknüpfungen zu treffen. Selten jedoch führten diese Ausflüge ihn weiter, als bis über die Eider nach Dithmarschen. Wagte er sich so weit fort von der heimischen Scholle, so kehrte er immer mit allerlei Geschenken für die Kinder beladen zurück. Margreth, die gewissenhafte Pflegerin, ging dann natürlich auch nicht ganz leer aus, und da sie in keiner Weise verzogen war oder sich anders gab, als die Natur sie geschaffen hatte, so verweigerte sie die Annahme solcher Gaben nicht.

Gegen den Herbst machte Claas einen etwas länger dauernden Ausflug, weil er, je nach dem zu

erwartenden Ernte-Ertrage, dann sowohl die Städte an der West- wie auch an der Ostküste der Reihe nach besuchte. War die Ernte gut ausgefallen, so zeigte sich Claas immer freigebig, und die Kinder sahen der Heimkunft des Vaters mit Sehnsucht entgegen. Ihre Wünsche und Hoffnungen theilten sie unterdessen Margreth mit, die still lächelnd zuhörte und nur manchmal bei einem drolligen Einfalle oder bei einer Bemerkung, welche ein tiefes Gemüth errathen ließ, die kleinen Schwätzer liebkosend an sich zog.

Claas war diesmal über acht Tage ausgeblieben. Als er endlich recht erheitert zurückkam und seiner Gewohnheit nach zuerst nach allem Nöthigen gefragt und gesehen hatte, kramte er seine Geschenke aus. Margreth empfing das für sie bestimmte zuletzt. Es bestand aus einem ansehnlichen Paquet, das vorsorglich in mehrere Lagen dicken Papieres eingewickelt war. Das eigengemachte Zeug zu einem neuen Sonntagsrocke, das beim Eröffnen zum Vorschein kam, gefiel dem stillen Mädchen gar wohl, und treuherzig reichte sie dem Baas ihre Hand dankend über den Tisch.

„Ist schon gut, Margreth," sprach Claas, „'s sollte Seide sein, wenn Du gewollt hättest, wie ich dachte."

Margreth schwieg und beugte, um eine emporquellende Thräne zu verbergen, sich tiefer auf das erhaltene Geschenk. Die Kinder hatten sich inzwischen der niedergeglittenen Papiere bemächtigt, auf deren einem sich die roh gezeichnete Figur eines stolzen Seeschiffes befand. Der aufqualmende Rauch zwischen den Masten und ein paar wunderlich gestaltete kleinere Schiffe, mit vielen Ruderern bemannt, zeigten an, daß hier eine Seeschlacht dargestellt werden sollte. Die Kinder zeigten einander jubelnd diese Bilder und fanden sie überaus herrlich. Bald aber geriethen sie über ein paar darauf befindliche Figuren in Streit und wandten sich an Margreth, damit sie entscheide, wer im Rechte sei. Der Vater hatte das Zimmer bereits wieder verlassen, um im Hause nachzusehen, ob auch Alles in gewohnter Ordnung sich vorfinde.

Margreth war den Kindern ihres Gebieters an wirklicher Bildung nur wenig überlegen. Ihre Kenntnisse endigten in der Kunst, Gedrucktes mit einiger Anstrengung lesen zu können. Die Frage der Kinder ward aber schnell von ihr entschieden, indem sie Beiden Recht gab, womit die Kinder auch zufrieden waren. Während sie aber dies Urtheil fällte, haftete ihr Auge doch länger auf dem Bilde und verirrte sich endlich auch zu der Beschreibung,

die in großer Schrift unter dem Bilde stand. Das Bild stellte, wie die Ueberschrift sagte, den unsterblichen Sieg dar, welchen der berühmte holländische Schiffscommandeur Ipsen über den berüchtigten Seeräuber Morgan erkämpft hatte.

Weiter las Margreth nicht. Bei dem Namen Ipsen ging ein Zittern durch ihren Körper, daß beinahe das bedruckte Papier ihren Händen entfallen wäre. Die Kinder riefen laut nach dem Vater, das Mädchen sprang hinaus, um Wasser zu holen und die Zitternde damit zu besprengen; denn sie glaubten die mütterliche Pflegerin von schwerer Krankheit befallen.

Margreth war aber eine starke, friesische Natur. Sie konnte erschüttert, nicht so leicht niedergeworfen werden. Ehe Claas noch zurückkam, war sie schon wieder gefaßt und vollkommen Herr ihrer Gefühle. Claas blickte sie besorgt an.

„Du bist blaß, Margreth, Du hast Dich erschrocken," sprach er.

„Ja, Baas, und noch dazu über ein Stück Papier! Gelt, ich bin recht schwachherzig! Wo ist das her?"

Sie reichte ihm den ziemlich großen Bogen Papier, der, zusammengefaltet, eins jener vielen fliegenden Blätter darstellte, welche damals in den

meisten Gauen deutscher Zunge noch die Stelle der Zeitungen versahen und von besonders wichtigen und wissenswerthen Ereignissen dem Volke Kunde brachten.

„In Heide nahm ich's mit aus der Herberge," sprach Claas, „angesehen hab' ich's nicht."

„Da lest! Was steht da?"

Der Hofbesitzer blickte mit ernster Miene auf die krausen Züge der gedruckten Schrift. Auch er war kein Gelehrter, und es dauerte ein paar Minuten, ehe er die ganze in verschnörkeltes Deutsch eingekleidete Ueberschrift der Abenteuer oder Heldenthaten, die erzählt wurden, durchgelesen hatte. Fragend sah er darauf Margreth an.

„Wenn Er es wäre!" sagte diese unter heftigem Herzklopfen.

„Ipsen!" sprach Claas. Dann fügte er kopfschüttelnd hinzu: „Ist unmöglich, ganz unmöglich! Es leben der Ipsen mehr in der Welt."

Margreth wurde das Athmen schwer, das erregte Blut röthete ihr Gesicht, sie legte die Hände gefaltet über das zitternde Busentuch.

„O, hätte ich Gewißheit!" stieß sie heraus, während Thränen auf's Neue ihre Augen trübten. „Mir war's immer, als könne er nicht gestorben sein, als würde und müsse ich ihn wiedersehen!"

„Niß Ipsen ist todt, glaub' mir!“ versetzte Claas finster und seine Stimme klang fast hart.

„Es weiß Niemand, wohin er sich gewendet,“ fuhr Margreth fort, ihren thränenden Blick so fest auf die Zeichnung heftend, als könne die grobe Gestalt des Befehlshabers, welche auf dem Quarterdeck des holländischen Kriegsschiffes so martialisch den Säbel schwang, sich leibhaftig in das Bild ihres verschollenen Bräutigams verwandeln.

Claas ward gegen seine Natur wortreich. Er erschöpfte sich in Auffindung von Gründen, welche seiner Ansicht nach Margreth überzeugen mußten, daß ihre Vermuthung sie irre führe. Das betrübte Mädchen hörte auch ruhig zu, vergoß ferner keine Thräne mehr und suchte ihr Leid durch Arbeit zu ertödten, glauben aber konnte sie doch nicht an die Versicherungen des Hofbesitzers. Das fliegende Blatt, das so Wunderbares von dem holländischen Kriegshelden Ipsen erzählte, ward für sie eine Reliquie, die sie fortwährend bei sich trug. Wenn die Kinder nicht um sie waren, oder des Nachts, wenn auf Bombüll-Hof Alles der Ruhe sich hingab, zog sie das grobe, zerknitterte Blatt hervor, setzte sich an das düster glimmende Herdfeuer und betrachtete es so lange, bis die Augen ihr übergingen und die verschnörkelten Buchstaben wie lebendig durcheinan-

der liefen. In solchen Minuten und Viertelstunden durchlebte sie Alles, was ihr auf Bombüll-Hof begegnet war, noch einmal, und die Schmerzen, die sie dabei empfand, machten ihr dann die stillere Gegenwart, welche ihr, wenn sie nur wollte, ein zufriedenes Leben sicherte, zur peinvollsten Hölle.

Zweites Kapitel.

Die Seherin im Gotteskoogsee.

Das einförmige Leben in der Wiedingharde wäre für jeden nicht daran Gewöhnten unerträglich gewesen, die Eingeborenen jedoch merkten von diesem ermüdenden Einerlei, das nur der Wechsel der Jahreszeiten unterbrach, nichts. Auch Margreth hatte bisher selten eine Regung des Mißbehagens gefühlt. Erst jetzt, wo sie so gern Näheres zu erfahren wünschte über den unbekannten Seehelden, der so merkwürdige Thaten an den Küsten eines fremden Welttheiles vollbrachte, ward ihr diese Abgeschlossenheit unbequem. Holland war weit und wenn auch friesische Schiffer in lebhaftem Verkehr mit hollän-

dischen Küstenstädten standen, so fand doch sie selbst leider keine Gelegenheit, mit solchen Seefahrern in Berührung zu kommen. Claas hätte ihr freilich behilflich sein können, Erkundigungen einzuziehen, allein der egoistische, nur auf sein Bestes bedachte Hofbesitzer wollte dies augenscheinlich nicht, und diese Entdeckung, mochte sie nun auf Wahrheit beruhen oder nur in einem eingebildeten Mißtrauen Margreth's begründet sein, machte die bis dahin so treue Magd unfreundlich und verleidete ihr sogar häufig das Leben auf dem Hofe.

Margreth grübelte von jetzt an nach, was ihr wohl zu thun obliege. Sie wollte erfahren, wer der berühmte Mann sei, der sich Ipsen nannte und eine angesehene Stelle in der Marine der viel vermögenden Generalstaaten bekleidete. Da ihr Niemand direct Auskunft und Antwort auf solche Frage geben konnte, griff sie zu dem noch heutigen Tages beliebten Mittel, das sich allen Halbgebildeten immer von Neuem als Rettung darbietet. Sie beschloß, das Schicksal zu fragen. Dies Schicksal war eine damals bekannte Persönlichkeit in Nordfriesland, deren Jahre Niemand gezählt hatte und die gerade deshalb Jedermanns Vertrauen besaß.

Im Osten der Wiedingharde liegt ein großer See, der größte von allen Seen im westlichen

Schleswig. Bis um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts stand dieser See noch mit dem Meere in Verbindung. Später benutzte man die von der Ebbe- und Fluthbewegung entstandenen Anschlickungen neuen Landes zur Anlegung von Koogen, die einen Hauptbestandtheil des großen Reichthums beider Herzogthümer ausmachen.

Seit der Absperrung dieses vielbuchtigen Landsees vom Meere nannte man ihn den Gotteskoogsee, welchen Namen er auch heutigen Tages noch führt. Eine Menge kleiner Inseln oder Hallige erhoben sich in ihm damals, wie jetzt. Hier siedelten sich auf hohen Warften die Besitzer des Kooges an, bauten sich Häuser und lebten in abgeschiedener Stille ihrer Beschäftigung, die größtentheils aus Viehzucht und Heugewinnung, mitunter auch aus lebhaft betriebenem Fischfang bestand. Denn sowohl der Gotteskoogsee selbst wie seine Zuflüsse oder Siele waren von jeher überreich an Fischen aller Art, vor Allem aber rühmte man die Güte und Schmackhaftigkeit seiner Aale. So wurden die Insel- und Halligbewohner im Gotteskoogsee reiche Leute, die Viele um ihre Besitzthümer beneideten. Weil sie aber so abgeschieden von der übrigen Welt lebten und zu leben von der Natur selbst gezwungen waren, bildeten sich bei den Gotteskoogleuten auch

eigenthümliche Sitten aus. Die Nebel, welche oft Tage lang über dem See lagen und die Häuser der Hallige den Blicken aller Landbewohner entzogen, machten sie ernst und schweigsam; diejenigen aber, welche sich ausschließlich vom Fischfange nährten, und von den Bewegungen der häufig aufbrodelnden Gewässer wie durch das merkwürdige Steigen und Fallen des Bodens, welches den Gotteskoogsee charakterisirt, oft in große Bedrängniß gebracht wurden, galten bei Manchen für Seher. Man hielt die Gotteskoogleute für Menschen, die, wenn sie es wollten, in die Zukunft blicken und demjenigen, der Begehr darnach habe, sein Schicksal voraussagen könnten.

Margreth hatte in früheren Jahren wiederholt diese Eigenschaft rühmen hören, ohne weiter darauf zu achten. Jetzt dachte sie wieder daran, und die Prophetengestalt der uralten Magdala Veens, die sie nie gesehen, wohl aber aus Beschreibungen kannte, stand vor ihrem geistigen Auge.

Claas erfuhr nichts von dem Vorhaben seiner treuen Haushälterin. Ganz in der Stille wußte sich Margreth genaue Kenntniß von der Lage des Hauses der berühmten Alten zu verschaffen, und damit womöglich Jedermann ihr Besuch bei derselben verborgen bleibe, wählte sie dazu eine Mondnacht,

deren Helligkeit durch niedrig ziehendes Nebelgewölk gedämpft ward.

Um völlig sicher zu gehen, löste sie den alt gewordenen Tiger von der Kette, damit er sie begleite. Das treue Thier leckte dem Mädchen dankend die Hände und umsprang sie, da Margreth ihm drohte, ohne seine Freude durch lautes Bellen kund zu geben. Bald lag der Hof mit den rauschenden Kronen seiner schief gebogenen Linden und den verkrüppelten Fliederbüschen hinter ihr, sie erklomm den Binnendeich, welcher gegen Osten die Besitzung ihres Herrn begrenzte, und schritt nun, immer von dem Hunde begleitet, zwischen säuselnden Rohrstauden, welche in Menge die Gräben füllten, dem nicht fernen Gotteskoogsee zu.

Furcht kannte die starke Friesin nicht, dennoch klopfte ihr Herz so laut und heftig, daß sie wiederholt rasten und Athem schöpfen mußte. Zum Glück begegnete ihr Niemand auf dem einsamen Wege. Ein paar Mal nur fuhr sie erschrocken zusammen vor dem schwirrenden Geräusch aufsteigender Sumpfvögel, die der herumschnüffelnde Hund in ihrer Ruhe störte. Außer dem eintönigen Rufen des Kiebitzes, den lang gezogenen Klagelauten einiger Möven und dem Geplätscher verschiedener Wasserthiere im Schilf herrschte rundum die tiefste Ruhe. Das Bild des

Mondes zeigte sich ab und zu hinter vorüberrollenden Nebelmassen, ganz zu durchbrechen aber vermochte er die schweren vom Meere hereinziehenden Dünste nicht.

Jetzt schlug der vorausspringende Hund an, lief dann wieder zurück und kehrte nochmals um, in lautes Geheul ausbrechend. Margreth lockte ihn an sich mit beruhigenden Worten. Zwei Minuten später befand sie sich am schrägen Uferhang des Sees, über dessen breite Wasserfläche hier dicht geballte, dort von schwachem Lichtdämmer erhellte Nebel brodelten. Unter ihr, hart am Ufer rauschte das Schilf, weniger vom Luftzuge, als von dem gleichmäßigen Schwall langer Wellen in nie rastende Bewegung gesetzt. Bisweilen rollten die Nebel in breiten Massen über den See, und in solchen Momenten war nirgend ein Gegenstand in klaren Umrissen zu erkennen; dann wieder spaltete sich die Dunstwoge, hob sich links und rechts zu hügeliger Anschwellung und Margreth bemerkte in falbem Dämmerschein hüben und drüben die steilen Schilfdächer der Bauerwohnungen auf den hohen Warften.

Den zitternden Hund streichelnd, der sich furchtsam an seine Herrin schmiegte, klatschte Margreth jetzt in die Hände, so laut sie es vermochte, und ahmte zugleich den Ruf des Uhus nach. Dreimal

in kurzen Pausen wiederholte sie diese Zeichen. Es währte nun einige Zeit, dann vernahm sie Ruderschläge im Wasser. Bald darauf beugte sich das Schilf in der schmalen Einbuchtung, wo sie stand, tiefer, und ein Nachen, ein sogenanntes Binnendeichsboot, lang, schmal und von geübter Hand leicht zu regieren, schoß gerade auf den Landungsplatz zu. Als der Bootführer anlangte, stieg Margreth unverweilt ein, sagte dem Führer, wo er sie hinbringen solle, und setzte sich auf das unbeschützte schmale Brett des Fahrzeuges, ihr Gesicht in beide Hände bergend. Ihr zu Füßen legte sich der noch immer zitternde Hund.

Inzwischen stieß der wortkarge Fährmann vom Lande. Mast und Segel führte das Binnendeichsboot nicht, was bei der ruhigen Luft auch von keinem Nutzen gewesen sein würde. Statt eines Ruders handhabte der Schiffer eine lange Stange mit außerordentlicher Geschicklichkeit, einen „Kluthstock", wie der Gotteskoogmann dieselben nennt, und getrieben von dieser Stange, schaukelte der schmale Nachen alsbald auf freiem Wasser, dessen hüpfende und rollende Wellen von der Bewegung desselben matt glitzerten.

Margreth bemerkte, daß sie wiederholt an hoch ragenden Wohnungen nahe vorüberkomme. Auch

wenn sie diese Halligen nicht gewahrt hätte, würde das Geblök der Schafe auf denselben oder ein Lichtstrahl, der aus dem Nebel hervor seinen zitternden Widerschein auf den Seespiegel warf, ihr die Nähe menschlicher Wohnungen verrathen haben.

Diese schweigsame Fahrt, während welcher Margreth kein Zeichen des Lebens von sich gab, dauerte ungefähr eine Viertelstunde. Dann bewegte das Boot sich langsamer, das Wasser ward ganz still, aus dem fluthenden Nebelgewölk trat der niedere Bord einer Hallig mit hoher Warft und einsam darauf gelegener Schilfdachwohnung hervor. Das Binnenlandsboot schaukelte leicht an das flache Land.

„Veens-Hallig, wenn's beliebt," sagte der Führer desselben, den Kluthstock landabwärts kehrend, um das Fahrzeug fester an's Land zu drängen. Es war das erste Wort, das der Mann sprach.

Margreth stand auf, reichte dem Schiffer das Fährgeld und trat mit den Worten: „In einer guten halben Stunde komme ich zurück," an's Land.

Der Fährmann nahm das Geld und nickte zum Zeichen, daß er die Sprechende verstanden habe.

Der Hund war schon an's Land gesprungen, schnüffelte am Boden, lief voran und ließ alsbald seine Stimme auf halbem Wege zum Warfthügel erschallen. Margreth's Zuruf beschwichtigte den Un-

geduldigen, der ihr nunmehr dicht zur Seite blieb und erst, als er die Nähe einer fremden Wohnung witterte in ängstliches Gewinsel ausbrach. —

Es war eine der kleineren Fischerwohnungen, in denen Magdala Veens haus'te. Ihr einziger Sohn trieb das Geschäft seines Vaters und befand sich jetzt, wie Margreth wußte, mit seinen Gefährten auf der fischreichsten Stelle des Sees. Sie konnte deshalb die weise Magdala ruhig befragen, denn vor Mitternacht kehrte kein Fischer des Gotteskoog-sees zurück.

Magdala Veens saß am Herdfeuer und spann. Ihr weißes Haar fiel ungeordnet unter der glatt anliegenden altfriesischen Frauenmütze, die noch einen Theil der Stirn bedeckte, zu beiden Seiten herab. Schlicht und schmucklos, fast ärmlich war das Innere der Wohnung, wenn man ein Trinkhorn von getriebenem Silber ausnehmen will, das auf einem Bort zur Seite des Herdes stand, und dessen kunstreich getriebene Arbeit auf ein hohes Alter des werthvollen Geräthes schließen ließ. Zu beiden Seiten des Herdes waren die Wände, wie fast immer in Friesland, mit sauber gehaltenen viereckten Kacheln ausgelegt.

Die spinnende Greisin wendete beim Eintritt der jungen Magd nur wenig den Kopf, ohne ihre

Arbeit zu unterbrechen. Kaum merklich erwiederte sie Margreth's schüchternen Gruß. Der Hund zog den Schwanz ein und legte sich, der Alten gerade gegenüber, auf die Diele, seine beiden großen Augen wie fragend auf sie richtend.

„Kommst spät,“ sprach Magdala, „was willst Du?“

Margreth vermochte nicht sogleich Antwort zu geben. Sie mußte sich erst sammeln, um ihr Anliegen verständlich vortragen zu können. Indeß machte die Anrede der greisen Frau, deren Stimme weder hart noch geheimnißvoll klang, einen ermuthigenden Eindruck auf die friesische Jungfrau.

„Man hat mir gesagt,“ hob diese jetzt schüchtern und nur halblaut sprechend an, „daß Ihr sehr weise seid und mehr wisset, als die meisten anderen Menschen. Nun bin ich schon lange in Bedrängniß, lebe in Angst und Noth und deshalb möchte ich fragen, ob Ihr mir rathen und helfen könnt?“

„Ich weiß nicht mehr als Andere, thörichte Dirne,“ versetzte abwehrend Magdala Veens, „aber weil ich ruhig bleibe und nie mich von Leidenschaften und Begierden hinreißen lasse, sehe ich klarer, als mancher Verblendete. Was hast Du? Sprich!“

Margreth erzählte zwar stotternd, aber kurz und

möglichst zusammenhängend, was ihr begegnet war und welche Gedanken sie beunruhigten.

Immerfort spinnend hörte Magdala Veens zu.

„Kind," versetzte jetzt die alte Friesin, „das sind ja Geschichten, die man schon beinahe ganz vergessen hat. Aber es thut nichts, altes Erdreich trägt auch Früchte, und was Einer glaubt, darauf kann er Häuser bauen. Ich kannte Riß Ipsen."

„Ihr kanntet ihn?"

„Ja, mein Kind. Ehe seine Aeltern starben, sah ich ihn oft. Klug war er und unternehmend dazu, und wenn er nicht ertrunken ist auf der See, so hat er sicherlich viel Glück gehabt."

„Wenn er nicht ertrunken ist!" wiederholte unter bangem Seufzen Margreth.

„Gewiß, mein Kind, so ist es," fuhr die Alte fort. „Ein gewandter Mann ertrinkt so leicht nicht, und da er mit dem jungen Cruppius in die Welt gegangen ist, dieser aber noch lebt, so wird auch Dein Bräutigam nicht umgekommen sein."

„Ihr wißt, daß Gerson Cruppius noch lebt?" fragte Margreth lebhaft.

„Ich weiß es, Kind, er lebt," betheuerte Magdala Veens trocken.

„Wo, beste liebe Frau?"

„Nicht an einem Orte, wo Du ihn fragen kannst."

„Und ist Niß Ipsen bei ihm?“

„Jetzt nicht.“

„So waren sie zusammen?“

„Zwei volle Jahre.“

„Und als sie sich trennten, wo blieb mein Bräutigam?“

„Seeräuber nahmen ihn mit sich.“

„O Gott!“

„Thörichtes Kind, wie schwach bist Du!“ sprach Magdala strafend. „Räuber sind oft besser von Herzen, als fromm umherblickende Menschen. Bei ihnen lernte er etwas und als er ihnen zu klug geworden, waren sie froh, daß er sie freiwillig wieder verließ.“

„Das Alles wißt Ihr? Von wem kam Euch diese Kunde?“

Magdala Beens blickte Margreth durchdringend an.

„Du bist sehr neugierig, thörichtes Kind,“ sagte sie mißbilligend, „hemme jetzt Deine Zunge und begnüge Dich mit dem, was Du vernommen hast. Begehrst Du mehr zu erfahren, so könnte ich Dir leicht trübe Antworten geben. Es ist Zeit, daß Du gehst. Der Nebel fällt, die Sterne blinken, und wenn Du Bombüll-Hof erreichen willst, noch ehe man Dich dort vermißt, so rathe ich zum Aufbruche.

Glaube, sei bescheiden und mehr noch als Du wünschest, wird Dir zu Theil werden!“

So sprechend verließ Magdala Beens ihren Sitz am Heerde, streifte an Margreth vorüber und stieß die Thür ihres Hauses auf, aus welcher sie einen ansehnlichen Theil des Gotteskoogsees überblicken konnte.

„Ganz recht,“ fuhr sie fort, „die Nebel zertheilen sich, ich sehe Warften, Häuser und drüben die Binnenlandsdeiche. Du hast keine Zeit zu verlieren. Gute Nacht, sei bescheiden!“

Fast mit Gewalt drängte die alte Frau Margreth aus dem Hause. Aengstlich keuchend folgte ihr der Hund, ohne zu sprechen ruderte der Fährmann sie wieder über den See, und schneller als sie geglaubt, erreichte sie Bombüll-Hof. Obschon die Prophetin vom Gotteskoogsee ihr in keiner Weise etwas Gewisses über die Schicksale und etwaigen Erlebnisse Ipsen's gesagt hatte, betrat Margreth doch den Hof viel beruhigter, als sie ihn verlassen. Sie wußte, oder glaubte jetzt doch zu wissen, daß ihr Verlobter Jahrelang gelebt habe, und dieser Glaube gab ihr Kraft, ihre Zukunft an neue Hoffnungen zu knüpfen.

Drittes Kapitel.

Der verwandelte Knecht.

Auf der Herren-Gracht in Amsterdam drängten sich große Volksmassen. Eine allgemeine frohe Bewegung war durch die ganze gewaltige Stadt bemerkbar und ließ ihre Bewohner weit lebenslustiger und elastischer erscheinen, als man von ihrem Temperamente erwarten sollte. Vor Allen lustig waren die Matrosen, welche truppweise, singend und jubelnd die belebtesten Straßen und Plätze der Stadt durchzogen, und häufig unter heftigem Schwingen ihrer bebänderten Hüte Lebehochrufe erschallen ließen. Die ganze Stadt hatte ein festliches Ansehen; denn nicht blos waren die Schiffe im Hafen mit den Flaggen aller Nationen gleichsam bedeckt, auch von den Giebeln und Zinnen der Häuser grüßten diese Zeichen glücklichen Frohsinns und volksthümlichen Jubels weit hinein in's Land. Am stattlichsten nahm sich unter den geschmückten Häusern das imposante Stadthaus mit seinem Thurme aus, dessen berühmtes Glockenspiel fortwährend in festlichen Tönen erklang, und unter den Schiffen ragte wieder vor allen durch die Pracht der Flaggen eine Kriegsfregatte hervor, über deren Spiegel die große

Flagge der Generalstaaten, weithin sichtbar, stolz und triumphirend im Winde flatterte.

Diesem Volksjubel sah aus einem der ansehnlichsten Häuser auf der Herren-Gracht, von schwer seidenen Gardinen halb verdeckt, so daß seine Gestalt Niemand von der Straße aus bemerken konnte, ein kräftiger Mann von fester soldatischer Haltung zufrieden lächelnd zu. Er trug die Uniform eines Seeofficiers von der Flotte der Generalstaaten. Sein von Sonne, Wind und Wetter gebräuntes Gesicht erhielt noch mehr Ausdruck durch ein paar Schmarren, die es indeß nicht verunstalteten, sondern eher zierten. Das hellblaue Auge des Mannes sah gutmüthig hinunter auf die lärmende Menge, und so oft das Hurrahrufen eines vorüberziehenden Matrosenhaufens zu ihm heraufdrang, spielte ein glückliches Lächeln um seinen Mund.

Jetzt trat mit kleinen, eilenden Schritten ein wohlbeleibter Herr in's Zimmer, nach der Sitte der damaligen Zeit prunkvoll in Sammet gekleidet, ging mit vergnügtem Lächeln auf den Seemann zu und ergriff mit beiden Händen dessen Rechte, sie wiederholt drückend und schüttelnd.

„Tausend Dank, Herr Capitain-Lieutenant, für die Ehre, welche Sie meinem Hause widerfahren lassen," redete der geschmückte kleine Herr den Frem-

den an. „Hätte ich Ihre Ankunft vorhergewußt, hätte ich ahnen können, daß Sie mir die Ehre Ihrer Gegenwart schenken würden, mein ganzes Haus hätte neu gemalt werden sollen."

„Schon gut, mein verehrter Freund," erwiederte der Capitain-Lieutenant, „aber mich dünkt, wir wechseln die Rollen, Herr Vermeeren. Ohne Sie, ohne Ihr väterliches Zureden, was würde aus mir geworden sein, als ich vor acht Jahren fremd und ohne Mittel als ein Landflüchtiger in diese Stadt kam? Sie, mein trefflicher, väterlicher Freund, waren mir Helfer und Retter. Ihnen allein habe ich es zu danken, daß ich nicht elend unterging, oder vielleicht gar dem Verbrechen zum Opfer fiel. Sie zeigten mir die Bahn, die ich wandeln sollte, und darum sind Sie auch der Erste, dem ich mich vorstelle. Nächst dem Glück, das mir wohl wollte, und dem Bischen Muth, der mir in Nerven und Adern steckt, haben doch Sie allein den größten Antheil an meinen jetzigen, ich möchte fast sagen, unverdienten Ehren."

„Schweigen Sie von meinen angeblichen Verdiensten, Herr Capitain-Lieutenant," versetzte abwehrend der reiche Rheder und Großhändler, Herr Vermeeren. „Als ich mich damals Ihrer und Ihres Gefährten annahm, that ich's aus purem Egoismus,

ja — ich schäme mich nicht, es Ihnen offen zu bekennen — aus arger Verlegenheit. Mein Schiff war befrachtet, es mußte in See gehen, sollte ich nicht in große Verluste gerathen. Hände waren damals theuer und selbst für gutes Geld nicht immer zu haben. Die Regierung nahm die tüchtigsten jungen Mannschaften für sich und preßte oft auch Widerwillige zum Schiffsdienst, wenn diese ihr nur tauglich schienen durch Körperkraft und Jugend. Die vielen Seegefechte im indischen Meere, der Krieg mit den wilden Eingeborenen unserer indischen Besitzungen erforderte die stärkste Anstrengung, um die Flotte hinreichend zu bemannen. Wie ich Sie und Ihren Gefährten nun so arglos dasitzen sah, mußte ich mir sogleich sagen: das junge, kräftige Friesenblut fängt die Regierung ein für ein paar Goldgülden und schickt es erbarmungslos auf ihre Schiffe. Sei also gescheidt, Vermeeren! Bedenke, daß Jeder sich selbst der Nächste und daß derjenige Bürger dem Staate die besten Dienste leistet, der es sich angelegen sein läßt, sein eigen Hab' und Gut zu mehren, um gelegentlich oder im Augenblicke der Noth dem bedrängten Staatswesen mit kräftiger Hand unter die Arme greifen zu können. Kann Deine Fregatte nicht unter Segel gehen, so verlierst Du so und so viel tausend Gulden; sie kann aber

die Anker lichten, wenn Du Dich der beiden Burschen versicherst, die so große Lust zu haben scheinen, Abenteuer zu erleben! So, verehrter Herr Capitain-Lieutenant, sprach ich zu mir, und nur damit mein Handel nicht in's Stocken gerathe, darum warb ich Sie mit sammt Ihrem wackern Kameraden damals an."

„Wie dem immer sein mag, verehrter Freund," sagte der Seemann, „ich habe ein Recht und die Verpflichtung, Sie meinen Wohlthäter zu nennen. Jedenfalls hatten Sie nichts Böses im Sinne, als Sie mich heuerten. Uebrigens," setzte er heiter hinzu, „war meine Dankbarkeit nicht größer, als Ihre Humanität, denn Sie werden sich wohl erinnern —"

„Nichts, gar nichts erinnere ich mich, Herr Capitain-Lieutenant," fiel ihm der Rheder in's Wort. „Sie hatten in Allem Recht, und folgten immer Ihrem Stern. Das kann und soll man Niemand verübeln, denn, wie ich sage: Jeder ist sich selbst der Nächste und ohne die Cultivirung dieses zweckmäßigen Egoismus, den uns die Natur eingeimpft hat, gingen sämmtliche Staaten zu Grunde. Oder meinen Sie etwa, Sie hätten klüger gehandelt, auf meinem Handelsschiffe noch zwei Jahre die Segel stellen zu helfen, wenn Sie am Bord eines Kriegs-

futters schon bei der ersten Affaire sich zum Hochbootsmann emporzuschwingen vermochten?"

„Nun, das gerade wohl nicht, Herr Vermeeren," versetzte der Capitain-Lieutenant, „ich will mit dieser Hindeutung auf meine Vergangenheit nur bemerken, daß mein eigener Egoismus dem Ihrigen vollkommen ebenbürtig war."

Herzlich drückten sich jetzt beide Männer die Hände, worauf der schon alternde Handelsherr den in bester Manneskraft stolz aufgerichteten Seehelden näher zum Fenster zog und ihn hier scherzend in einen prächtig gepolsterten Lehnstuhl niederdrückte, dessen kunstvolles Schnitzwerk reich vergoldet war.

„Da sehen Sie 'mal, was Sie angerichtet haben," sprach er, hinunter auf das Gewühl der Straße deutend. „All' dieser Spectakel gilt Ihnen, Herr Ipsen — Herr Capitain-Lieutenant, Ihnen und Ihren Heldenthaten allein!"

„Vergessen Sie meine braven Soldaten und meine treuen Matrosen nicht!"

„Sie machten Alle nur ihrer Abstammung Ehre."

„Gewiß, Herr Vermeeren, und darum bin ich doppelt stolz auf sie. Ja, ich leugne nicht, daß die vereinte Kraft ost- und nordfriesischen Blutes in unsern letzten Kämpfen Wunder gethan hat."

Nach diesem gegenseitigen Austausch ihrer Gedanken und Gefühle begann ein ruhigeres Gespräch zwischen den beiden Männern, das sich größtentheils auf die Vergangenheit des Mannes richtete, dem noch immer das Volk der Hauptstadt zujauchzte, zu dessen Glücke und zukünftiger Größe an diesem Tage zahllose Gläser geleert wurden.

Niß Ipsen, oder wie er schon seit drei Jahren hieß, Capitain-Lieutenant der Generalstaaten, befriedigte gern die Neugierde seines Gastfreundes, indem er diesem kurz aber lebendig sein erstmaliges Zusammentreffen mit afrikanischen Seeräubern und deren Besiegung schilderte. Die Erlebnisse des seltenen Mannes waren so fabelhaft, daß Vermeeren mehr als einmal die Hände vor Erstaunen zusammenschlug, aufsprang und mit ungewohnter Heftigkeit im Zimmer auf- und niederging. Dennoch sprach Ipsen nur die Wahrheit. Die Seefahrer damaliger Zeit hatten die unglaublichsten Abenteuer zu bestehen, die nur darum so wenig allgemein bekannt geworden sind, weil in der Regel Niemand zugegen war, der sie hätte aufzeichnen können. Den Seemännern selbst fehlte es dazu an Zeit, und Viele besaßen wohl auch nicht Kenntnisse genug oder waren der Sprache und Feder zu wenig mächtig, um ihre wunderbaren Erlebnisse in ein Gesammtbild zusam-

men zu fassen. Auch dachten die Meisten an bereits Vergangenes nicht weiter, wenn es nicht in Verbindung stand mit der lebendigen Gegenwart.

Vermeeren erfuhr durch diese Erzählungen, wie schnell Ipsen die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich gezogen hatte. Er stieg von Stufe zu Stufe, erhielt bald das Commando eines eigenen Kutters, mit dessen Bemannung er die ganze Flotille einer verwegenen Seeräuberbande schlug und zum Theil zerstörte. Am meisten Ruhm und Ehre aber brachte ihm sein kühner Kampf mit den Piraten an der Küste Marocco's, in welchem er den feindlichen Anführer in ritterlichem Zweikampfe erschlug, wobei er selbst zwei Wunden davontrug. Diese Heldenthat hatte Ipsen vor ungefähr drei Jahren vollbracht. Als die Kunde davon nach Holland drang, sang das Volk Loblieder auf den friesischen Helden; man entwarf, freilich nur auf gut Glück, ein Bild von dem gewaltigen Seemanne, und brachte dies, zugleich mit einer wunderbar ausgeschmückten Beschreibung all' seiner Heldenthaten als fliegendes Blatt auf den Markt. So zerstreute es sich in die nächsten Seestädte, kam von diesen in die benachbarten Länder und ward von fremden Schiffern, welche holländische Häfen besuchten, bis in die entlegensten Niederlassungen am Nordpole verbreitet.

Das letzte große Seegefecht, welches Ipsen mit einer Flottenabtheilung der Generalstaaten im indischen Ocean siegreich bestand, veranlaßte die holländische Regierung, dem Manne, welcher so Verdienstvolles gethan, und dafür sich den Dank der ganzen Nation erworben hatte, eine Auszeichnung seltenster Art zu Theil werden zu lassen. Ein Flottenwechsel war unter allen Umständen gerechtfertigt. Niß Ipsen, bereits seit Jahr und Tag zum Capitain-Lieutenant einer Fregatte ernannt und seitdem Commandeur einer Kriegsflotille, ward zurückberufen. Gern folgte der ruhmgekrönte Mann diesem Befehle, denn auch ihn zog das Herz nach den alten, heimathlichen Küsten, die er seit über acht Jahren nicht mehr gesehen hatte. Lebten ihm doch im fernen, nebelbedeckten Norden noch einige Menschen, an denen er Theil nahm, deren er oft gedenken mußte, und diese Rückblicke entstellten nicht selten den hellen Strahlenglanz der Ruhmessonne, die über seinem Haupte so verheißungsvoll aufgegangen war, durch häßliche, dunkle Flecke.

Vermeeren hörte den Erzählungen seines Gastes mit großer Aufmerksamkeit zu. Einige Male, wo der frühere Knecht seine gefahrvollen Kämpfe, in denen sein Leben auf der Spitze stand, mit lebendigen Farben malte, ward dem friedliebenden Han-

delsherrn schwül, was er durch unruhiges Hin- und Herrücken auf seinem Sessel zu erkennen gab. Am Schlusse seiner Mittheilungen nahmen die belebten Gesichtszüge des Capitain-Lieutenants einen etwas verdüsterten Ausdruck an, und die sanfter klingende Stimme des heldenmüthigen Mannes verrieth, daß er Gedanken trüber oder doch wehmüthiger Art nachhing.

„Ich kann Sie nur bewundern,“ sagte Vermeeren nach einer Pause, während welcher er das eben Vernommene in sich verarbeitete, „und wenn auch von Ihrem wohlverdienten Ruhme für mich nichts abfällt, daß ich dennoch stolz auf Sie bin und an Ihrem Glanze mich mit erfreue und labe, können die Generalstaaten mir nicht wehren; denn hätte ich Sie nicht geheuert damals, als Sie in Gefahr waren, den Seelenverkäufern in die Hände zu fallen, so besäße mein Vaterland einen tapfern Degen und berühmten Seehelden weniger.“

„Und mich freut es, daß Sie zu dieser Erkenntniß kommen,“ sagte Ipsen. „Der Eine nennt es Schicksal, der Andere Zufall, wir wollen einstweilen an der Meinung festhalten, es sei die unerforschlich weise Vorsehung gewesen, die mich so wunderbar geführt und aus der tiefsten Erniedrigung, den tiefsten Bedrängnissen, in die ein Mensch gerathen kann, zu so unverhofftem Glück emporgehoben habe.

Nur, daß ich dies irdische Glück mit Niemand theilen soll, das drückt mich."

„Das ist Thorheit, mein Freund," fiel Vermeeren lebhaft ein, „das sind Grillen, die Sie verscheuchen müssen. Ein Mann, wie Sie! Mein Gott, wäre ich jetzt an Ihrer Stelle, so ruhmgekrönt, so von allem Volk geehrt und bewundert, ich dächte ohne langes Besinnen an eine glänzende Partie, und das schönste und reichste Mädchen in Holland wäre mir nicht zu gut, ich fragte getrost an. Sehen Sie, Herr Capitain-Lieutenant, hätte ich eine Tochter von siebenzehn, achtzehn Jahren, auf silbernem Präsentirteller böte ich sie Ihnen an zum Ehegespons, aber ich habe keine, das ist der Fehler. Meinen verzogenen Schlingel, Adam, der ein ganz guter Junge wäre, wenn er nicht so unverschämt viel Geld unter die Leute brächte, können Sie leider nicht heirathen. Aber ich rathe sehr, lieber Freund, sehen Sie sich um unter den Töchtern des Landes. Gerade jetzt ist die beste Zeit dazu für Sie gekommen. Sie sind begehrt, also dürfen Sie auch viel verlangen. Später kann sich das wieder ändern. Und beim Heirathen, mein werther Herr Capitain-Lieutenant, beim Heirathen muß man alle fünf Sinne beisammen haben, oder es trägt sich zu, daß man dummes Zeug macht."

„Sie meinen es gut, Herr Vermeeren," erwiederte Ipsen, „und ich danke Ihnen dafür, dennoch fürchte ich, Ihre sehr beherzigenswerthen Rathschläge werden diesmal wohl ungehört an mir vorüber gehen müssen."

„Warum? Einen guten Rath darf auch der Klügste, der Größte und Mächtigste nicht verachten."

„Das thue ich gewiß nicht."

„Dann müssen Sie auch einsehen, daß ich Recht habe."

„Sie würden unbedingt Recht haben, wäre ich nicht längst schon versprochen."

„Wirklich? Und mit wem, wenn ich fragen darf? Doch nicht mit einer malayischen Prinzessin?"

Ein melancholisches Lächeln glitt über das ausdrucksvolle Gesicht des Seehelden.

„Ich bin zu niedrig geboren," sagte er, „um meine Blicke so hoch erheben zu können. In eines Käthners Hütte erblickte ich das Licht der Welt, verwaiste frühzeitig, kam, noch ehe ich denken konnte, unter fremde Leute, und meine erste Beschäftigung, die mir noch erinnerlich ist, war, daß ich das Vieh auf der Weide in einem der Kooge beaufsichtigte. Weil ich etwas Geschick zeigte und muntern Geistes war, hatten mich die Hofbesitzer gern. Mit Pferden wußte ich gut umzugehen; darum fand ich später

ein Unterkommen als Ackerknecht. Nach zweimaligem Dienstwechsel kam ich nach Bombüll-Hof. Dort lernte ich ein braves Mädchen kennen und verlobte mich mit ihr —"

„Die Tochter des Hofbesitzers — eine reiche Erbin?"

„Nein, Herr Vermeeren, nur seine Dienstmagd."

Der reiche Kaufherr fuhr von seinem Sitze auf, als wäre ihm ein Schuß durch die Brust gegangen; dann aber brach er in lautes Lachen aus.

„Dacht' ich mir's doch, daß Sie das Scherzen auf altfriesische Art nicht lassen könnten! Trefflich, ganz vortrefflich! Capitain-Lieutenant der Generalstaaten, Sieger in so und so vielen Seeschlachten, Bräutigam einer Dienstmagd! O, es ist himmlisch-originell! Ihr Schatz lebt doch noch?"

Als Vermeeren bei dieser letzten Frage seinen Blick dem Seemanne wieder zuwandte, verstummte er und erschrak, als habe er ein Gespenst oder sich selbst als Doppelgänger gesehen. Ipsen blitzte ihn aus seinen scharfen, blauen Augen so ingrimmig an, daß er sich ganz unwohl fühlte.

„Ich scherze nicht mit so heiligen Dingen, Herr Vermeeren," sagte Ipsen, seinen Unwillen bekämpfend. „Margreth liebte mich, sie war eine treue,

edle, großsinnige Natur. Aus Liebe zu ihr ward ich ein Todtschläger an dem, der mir sie rauben wollte, und um nicht in die Hände erbarmungsloser Feinde zu fallen, flüchtete ich. Was mir weiter zustieß, ist nicht wichtig. Ich kam nach Amsterdam — das Andere wissen Sie. Erlebt, erfahren, gesehen habe ich viel seitdem, Herr Vermeeren, ein Mädchen aber, wie meine Braut auf Bombüll-Hof ist mir auf all' meinen Irrfahrten nicht wieder begegnet."

Dem gutmüthigen Handelsherrn that es leid, daß ein unvorsichtiges Wort den Mann, dessen Thaten er aufrichtig bewunderte, verletzt hatte. Um ihn zu beruhigen und zugleich ihm zu beweisen, daß nur das aufrichtigste Wohlwollen gegen ihn sein Herz erfülle, sagte er jetzt:

„Verzeihung, mein Herr Capitain-Lieutenant! Der Mensch kann sich irren — ich wußte nicht — ich konnte nicht ahnen —"

„Schon gut, Herr Vermeeren, es bedarf keiner Entschuldigung. Jeder sieht die Welt mit seinen Augen an. Bin ich auch ein Mann von Rang geworden, mein Herz ist geblieben, was es war, als ich noch den Pflug führte und schweren Kleiboden umbrach. Und darin, will's Gott, soll auch die Zukunft, mag sie mir sonst bringen, was

der Himmel mir bestimmt hat, keine Aenderung machen."

Ipsen blickte düster vor sich nieder, Vermeeren aber berührte seine Schulter und sagte ermuthigend:

„Wenn ich Ihnen dienen kann, Herr Capitain-Lieutenant, so bitte ich, nach Belieben über mich zu verfügen. Haben Sie nie wieder von dem Mädchen, das Sie lieben und dem Sie in so eigenthümlicher Weise die Aenderung Ihres Lebenslaufes verdanken, etwas gehört?"

„Dies war unmöglich," versetzte niedergeschlagen der Seemann, „denn nie kamen friesische Schiffer in die Gewässer, auf welchen ich seitdem lebte."

„Freilich — es ist lange her — "

„Und — denn das wollen Sie ja doch sagen, Herr Vermeeren — Mädchen sind schwach und wankelmüthig. Nun, übel nehmen kann ich Ihnen das nicht."

Der Kaufmann machte ein sehr bedenkliches Gesicht und zuckte die Achseln.

„Acht Jahre wartet so leicht kein Mädchen, das ihr Bräutigam verläßt."

„Gezwungen verläßt, Herr Vermeeren!"

„Sehr wohl — aber — "

„Was?"

„Sie hörte nichts mehr von Ihnen, sie wird Sie für todt gehalten haben.“

Ipsen's Züge wurden immer trauriger. Vermeeren ging ein paar Mal durch's Zimmer, einige Fäserchen von dem prächtigen Teppich aufsammelnd, welcher den Fußboden bedeckte. Dann trat er abermals zu seinem Gaste und sagte:

„Man könnte ja Erkundigungen einziehen lassen.“

„Bombüll-Hof brannte nieder in der Nacht, wo ich flüchtete,“ sprach der Capitain-Lieutenant, mehr zu sich als zu Vermeeren, und indem er der Schreckensnacht und jener gewagten Flucht gedachte, sah er sich im Geist wieder auf dem grau schimmernden Watt, umrauscht von der rückkehrenden Fluth und umdunstet von den trügerischen Meernebeln.

„Er wird längst wieder aufgebaut sein,“ meinte der Kaufherr. „Soll ich dort anfragen lassen?“

Ipsen stand auf und trat an's Fenster, ohne dem Gastfreunde zu antworten. Ein Zug Matrosen verschiedener Nationen wankte unsicher die Straße entlang. Einige derselben sangen mit heiserer, sehr lauter Stimme ein Lied, dessen Melodie ihm bekannt vorkam. Er stieß das Fenster auf und lauschte. Friesische Töne berührten schmeichelnd sein Ohr, und als hätte ein hilfreicher Genius ihm den Namen

zugeflüstert, der plötzlich auf seine Lippe trat, rief er, froher Hoffnung sich hingebend: „Cruppius! Wo mag er jetzt weilen!“

„Ist das ein alter Bekannter?“ fragte der dienstwillige Vermeeren.

„Ein Freund, mein Herr, und auch ein Bekannter von Ihnen.“

„Was Sie sagen!“

„Gewiß und wahrhaftig! Cruppius hieß mein Begleiter, den Sie mit mir zugleich für Ihr nach Batavia bestimmtes Schiff anwarben.“

„Und er konnte sich von Ihnen trennen?“

„Unbeständig, wie das Meer, war unser Beider Leben,“ sagte Ipsen. „Mich fesselte Indien, seine Wunder, seine Beherrscher, meinem Freund behagten weder die Menschen noch die Natur. Ein kurzes Sclavenleben, das er gleich vielen andern friesischen Seefahrern an den Küsten Marocco's zu führen genöthigt ward, bis er durch List seinen Peinigern entfloh, hatte ihm die südliche Erdhälfte verleidet. Er kehrte zurück, gerade als ich mein erstes Seegefecht ruhmvoll bestanden, und was er seitdem gewirkt hat, ist mir eben so unbekannt geblieben, wie alles Andere, was mein Geburtsland angeht. Ich erinnerte mich seiner jetzt, weil einige Landsleute vorübergingen.“

„Dann müssen auch friesische Schiffe im Hafen liegen.“

„Ich sehe doch nirgends die friesischen Farben.“

„Die sieht man kaum in Jahren einmal,“ erwiederte Vermeeren, „doch das ist kein Grund, daß nicht friesische Seefahrer unter uns leben. Die meisten dienen auf englischen, hamburgischen und bremer Schiffen. Es bedarf nur eines Wortes, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen.“

Von fern ließ sich jetzt eine rauschende Musik hören; auf der Straße ward es wieder lebhafter. Ipsen ergriff die Hand seines Gastfreundes.

„Ich nehme Sie beim Wort,“ sagte er ernst. „Führen Sie mir einen Mann zu aus Nordfriesland, der am Festlande wie auf den Inseln gleich heimisch ist, und wenn Sie jemals erwartet haben, daß ein Mensch Ihnen Dank sagen werde, so bin ich es. Sie sollen ein Recht haben, mich, wenn ich es unterlasse, zu jeder Stunde, an jedem Orte daran zu mahnen.“

„Ihr Wunsch soll erfüllt werden,“ gab Vermeeren lachend zur Antwort, „und wenn ich von Ihrem Danke nichts hören will, so werden Sie mir deshalb, hoffe ich, wohl keinen Proceß an den Hals werfen.“

Noch während der Kaufmann sprach, war die

Musik, begleitet von einer summenden Menschenschaar, vor Vermeeren's Hause stehen geblieben. Der Name des Gefeierten ging von Munde zu Munde und als Ipsen sich am Fenster zeigte, scholl ihm ein rauschendes Hurrah entgegen. Tücher, Hüte und Mützen wurden geschwenkt und mit gellenden Tönen brachte die Musik dem Helden des Tages einen Tusch. Ipsen war genöthigt zu danken und später die Huldigungen anzunehmen, mit denen ihn die Bevölkerung Amsterdams zu beehren für Pflicht hielt.

Viertes Kapitel.

Eine Strandung.

Heulender Weststurm wühlte die Wogen der Westsee tief auf und peitschte die Brandung weit über die sandigen Küsten. In allen Dünenthälern der Inseln lungerten Strandräuber, deren es damals noch zahlreiche gab. Besonders war der ehemalige Aufenthalt von Kressenjacobsthal's Söhnen auf der Südspitze Sylt's noch immer ein erwünschter Schlupfwinkel für gewissenlose Menschen, die aus dem Un-

glück Anderer gern Gewinn ziehen. Diese fanden sich hier von den verschiedensten Inseln zusammen, um durch gemeinsames Handeln möglichst große Beute zu machen.

Den Eingeborenen Sylt's war das Unwesen großentheils ein Greuel, weshalb Strand- und Dünenvoigte eine Ehre drein setzten, jene verrufenen Küstenstriche ihrer Inseln in bösem Sturmwetter zu besuchen, und bei traurigen Strandungsfällen jedem Hilfsbedürftigen beizuspringen. Dauerten die Stürme längere Zeit und wütheten sie Tag und Nacht, dann freilich vermochte auch der größte Eifer dieser Wohlwollenden weder jedem Unfall noch jeder Unthat vorzubeugen.

Auch diesmal lief schon in den ersten Tagen des Octobers, der sich stürmischer als gewöhnlich gestaltete, ein dunkles Gerücht von schändlichen Plünderuggen armer Schiffbrüchiger durch die Insel. Strandungen waren mehrfach vorgekommen, doch ziemlich entfernt von der Insel. Die vom Sturm und heftiger Meeresströmung erfaßten Fahrzeuge geriethen auf die weit draußen in der See liegenden Sandbänke und mußten hier von den Wellen zertrümmert worden sein. Schiffsgüter, geborstene Planken, Tauwerk und andere Gegenstände, wie sie auf Schiffen vorkommen, trieben in Menge an, und

lockten eine nicht geringe Anzahl Insulaner nach der Südküste, um zu bergen, was irgend möglich war. Die Mannschaft dieser gescheiterten Fahrzeuge mußte sich aber glücklich gerettet haben, denn an keiner Stelle des Strandes spülten die Wogen einen Leichnam an.

Zu den nach Bergung antreibender Güter Lüsternen gesellte sich auch der alte Strandläufer, dessen Bekanntschaft wir schon früher machten. Der Mann war trotz seiner hohen Jahre noch immer rüstig. Er besaß eine feste Hand, ein scharfes Auge und ein unausgesetzter Aufenthalt in Wind und Wetter und in jeder Jahreszeit schien seinem Körper unverwüstliche Kräfte gegeben zu haben. Mit einem starken Netz und mancherlei Werkzeug versehen, durchforschte er den Strand, blickte in jedes Dünenthal und sah oft lange hinaus auf die brüllende, neblige See, als suche er dort etwas. Den Strandvoigten ging er gern aus dem Wege, nicht, weil er sie gerade fürchtete, sondern weil er als eingefleischter, alter Insulaner die seit einiger Zeit erst eingeführte polizeiliche Ueberwachung des Strandes nicht billigte. Der alte Graubart raubte nicht, nur hob er gern auf, was er fand, wenn nämlich die See es auswarf. Daß man auch dies zu verhindern Anstalt machte, fand er abscheulich. Darum mied er diejenigen, mit denen seine abweichende Ansicht ihn

leicht hätte in Streit bringen können; hatte er sie aber aus den Augen verloren, dann ging er in altgewohnter Weise seinen Geschäften nach und schleppte aus Buchten und Thälern, die nur selten Jemand betrat, noch zu betreten wagte, weil der heftigen Brandung wegen der Zugang zu denselben gewöhnlich mit Lebensgefahr verbunden war, allerhand Brauchbares zusammen.

Das Glück war dem Alten günstig. Er sammelte mehr in seinem Netze, als das ganze Jahr ihm eingebracht hatte. Dabei überfiel ihn die Nacht, die kein ehrlicher Mann gern in dieser verrufenen Düneneinsamkeit allein zubrachte. Furcht kannte zwar der Strandläufer nicht, wenigstens nicht vor Menschen, aber ein innerliches Grausen überlief ihn doch, wenn er der verschiedenen unheimlichen Gesichte gedachte, die verspätete Wanderer in dieser traurigen Einöde gehabt hatten.

Ermüdet von langem Umherwandern, suchte er in einem der tiefsten Dünenthäler einen Ort, der ihm einigermaßen Schutz gegen das Rasen des abermals heftiger werdenden Sturmes gewähre. Die See rollte immer lauter und brach sich in rollenden Schaumhügeln dicht zu seinen Füßen. Wenn er gegen den beißenden Meerstaub die Augen schloß, sah er überall am Strande bläuliches Lichtgeflacker,

wie es Viele vor ihm schon geschaut hatten, und seine erhitzte Einbildungskraft umkleidete die Lichtfunken alsbald mit menschlichen Leibern und verwandelte sie in händeringende Schatten umirrender, nach ihren verlorenen oder von Andern geraubten Schätzen suchender Schiffbrüchiger.

Lange saß so der alte, durchwetterte Mann. Sein graues Haar zerzaus'te der Sturm, um die Füße spülte die verrauschende Brandung, das Gesicht peitschte der wirbelnde Dünensand wund. Es sangen, pfiffen, lachten, krächzten und heulten hundert Stimmen um und über ihm, als ob ein Heer unsichtbarer Geister sich in den Dünen ein Rendezvous gäbe. Einzelne Möven und Sturmvögel strichen dicht an ihm vorüber und streiften bisweilen mit ihren Schwingen sein Haar. Auf allen Seiten rollte mehr Sand um ihn auf, und wer weiß, ob der Sturm den alten Mann nicht in der Düne verschüttet hätte, wenn er, von Müdigkeit überwältigt, eingeschlafen wäre.

Da trifft ein rother Lichtstrahl das schon ermattende Auge des Alten, ein Donner bricht sich an der Dünenkette und verhallt über den Wogen. Der Strandläufer springt auf, schüttelt den Sand aus Haar und Kleidern, faßt seinen Hakenstock fester, und blickt schärfer hinaus auf die See.

„Ein Schiff in Noth!“ spricht er zu sich selbst, mit der Linken in die langen Wurzeln des zähen Dünenhafers fassend und den Gipfel des steilen Sandkegels erklimmend.

Ein zweiter Schuß blitzt und kracht durch die Nacht, und belebt auf's Neue die kaum heimgekehrten Bewohner Rantum's. Dahin wendet sich jetzt auch der alte Strandläufer, denn eine Seemeile vom Lande hat der Sturm einen Grönlandsfahrer auf die Sandbänke geworfen. Wenn die fliegenden Wolken sich heben oder in durchsichtige Nebel zerfließen, können die weitsichtigen Insulaner deutlich das Schiff erkennen, wie es mit gebrochenen Masten, zerfetzter Takelage von weißen Sturzwogen überspült wird.

Bei diesem Anblick vergißt der alte Seemann jeden Gedanken an Beute. Der ehemalige Schiffer und Lootse will nur seine Pflicht thun und den Bedrängten beispringen. Er gesellt sich den Voigten zu, bespricht und berathet mit ihnen die zu treffenden Vorkehrungen und bald arbeiten sich bemannte Rettungsboote durch den zischenden Gischt der Brandung. Die muthigen Männer müssen lange mit den empörten Wogen kämpfen, ehe es ihnen gelingt, dem gestrandeten Schiffe sich zu nähern, von dessen Mannschaft die fürchterlichen Sturzseen schon drei

über Bord gespült haben. Endlich aber bleiben die unerschrockenen Insulaner Sieger. Ein Kabel, vom Schiffe dem nächsten Rettungsboote zugeworfen, wird glücklich erfaßt und befestigt. Die Rettenden erreichen das Wrack und die noch übrige Mannschaft wird geborgen. Der Morgen graut, als die Schiffbrüchigen den Strand von Rantum erreichen, um ihren Rettern mit warmem Händedruck und offenem Blick zu danken. Der alte Strandläufer ging nicht leer aus bei diesem Dank; als aber der erste Steuermann des Grönlandsfahrers sich ihm jetzt nähert, sehen Beide einander staunend an und stürzen sich mit freudigem Gruß in die Arme. Nach langer Trennung hatten zwei frühere Bekannte sich wieder gefunden. —

Auf die heftigen Fragen des Steuermannes gab der durchwetterte Graubart nur dürftige Antworten.

„Alles in Ordnung," sprach er, „Alles klar! Kommt nur erst zu mir, dann sollt Ihr mehr erfahren. Ich denke, wir haben uns Beide so viel zu erzählen, daß uns in zwei Wintern der Faden zu neuen Geschichten nicht abreißt."

Der Steuermann lächelte. „Kannst wohl Recht haben, Alter," versetzte er, nahm ihm das Netz ab, indem er bemerkte, es sei dies ein alter Bekannter,

und ging mit ihm durch die Dünen, um vorerst in der Wohnung des Austernfischers sich zu erholen und über das, was ihm zu wissen nöthig war, Erkundigungen einzuziehen.

Fünftes Kapitel.

Wiedergefunden.

Pastor Cruppius in Keitum gerieth, so oft Gerüchte von stattgefundenen Schiffbrüchen seine stille Amtswohnung erreichten, jedesmal in eine schwer zu schildernde Aufregung. Während er im Herzen tiefes und aufrichtiges Mitleid fühlte mit dem schrecklichen Loose verlassener Seefahrer, konnte er doch nicht umhin, mißbilligende Worte auszustoßen. Diese galten nicht eigentlich denen, welche in so trübselige Lage durch die Gewalt der Elemente versetzt worden waren, sondern der Schifffahrt überhaupt. Cruppius begriff den Nutzen derselben vollkommen; er achtete, ja bewunderte diejenigen, die sich als entschlossene Seefahrer in den mißlichsten Verhältnissen ausgezeichnet hatten, er liebte aber die Beschäftigung

selbst nicht. Dies Letztere war bei einem Manne wohl erklärlich, der, für die Wissenschaft schwärmend, den einzigen Sohn, welchen ihm Gott geschenkt, durch dessen Leidenschaft für das Seeleben wider Willen an dasselbe verlor.

Seit der heimlichen Flucht Gerson's aus dem Vaterhause mied Cruppius die Küste. Er fühlte sich unwohl beim bloßen Anblick der See, und nur wenn die Pflicht gebot, bestieg er einen Nachen. Meistentheils hielt er sich still in seiner Wohnung, die schon früher gepflogenen theologischen Studien jetzt mit noch größerem Eifer fortsetzend. Nebenbei beschäftigte er sich mit chronistischen Aufzeichnungen. Sollten diese von einigem Werthe sein, so mußten wichtige Vorkommnisse im Leben seiner Landsleute vorzugsweise von ihm beachtet werden, und da dieses Leben aus der See gleichsam seine Nahrung sog, so führte ihn die Beschäftigung der Sylter mit der Schifffahrt immer wieder auf die See zurück und glich solchergestalt die Widersprüche aus, von denen der redliche Mann fast verzehrt wurde.

Er war eben wieder bei dieser Beschäftigung, als die Nachricht von dem vorerwähnten Strandungsfalle ihn erreichte. Ein alter Schiffer, mit welchem er früher oft die Binnensee befahren hatte, theilte ihm Ausführliches darüber mit.

„Ich werde einen traurigen Strandungsfall mehr zu verzeichnen haben, in diesem Herbst,“ sagte Cruppius seufzend, ein paar Notizen über den Vorfall niederschreibend. „Gibt es sonst etwas Neues? Von unsern Capitainen sind wohl die meisten für dies Jahr bereits zurückgekommen?“

„Meines Wissens fehlen nur drei noch,“ versetzte der alte Schiffer. „Auf sie dürfen wir nicht warten, denn sie überwintern vermuthlich lieber da, wo ihre Schiffe liegen.“

„In Hamburg oder Bremen?“

„Einer fuhr mit einer Bremer Bark, die Andern führten holländische Schiffe, und wenn sie jetzt in Amsterdam sein sollten, gehen sie von dort gewiß nicht fort.“

„Warum nicht?“

„Weil's dort Mancherlei zu sehen gibt, was eines Seemanns Herz erfreuen kann.“

Cruppius blickte den alten Schiffer so fragend an, daß dieser wohl merkte, der gelehrte Pastor müsse sich mit den Welthändeln nur wenig befassen.

„Es gibt oder gab neulich große Feste in der berühmten Handelsstadt,“ fuhr er fort. „Föhrunger, die einige Zeit dort vor Anker lagen, haben verwunderliche Kunde davon nach Hause gebracht. Von

ihnen erfuhren's wir Sylter. Tagelang haben die Feierlichkeiten gedauert. Die ganze große Stadt sammt allen Canälen wurde von den Holländern illuminirt. Die Theater sind für das Volk, zumal für die Seeleute, umsonst geöffnet gewesen, kurz, die Leute haben sich angestellt, als wären sie halb närrisch."

„Wozu denn aber?" fragte Cruppius zerstreut. „So ungewöhnlicher Jubel muß doch seinen Grund haben?"

„Unsere Schiffer erzählten, es sei geschehen wegen glücklicher Rückkehr der Kriegsflotte aus Indien. Die Flotte hat sich dort draußen auf der andern Seite der Welt mit allerhand wildem Volk Jahrelang herumgeschlagen und große Dinge vollbracht. Dafür ist der Commandeur derselben mit seltenen Ehren überhäuft und endlich von der Regierung der Generalstaaten gar zum Admiral ernannt worden."

„So, so!" sprach nachdenklich Cruppius. „Nun, das ist schon recht, Verdienste müssen belohnt werden. Wie heißt der Mann?"

„Niß oder Nissen," sagte der alte Schiffer, „genau weiß ich's nicht. Er muß wohl irgend in Ostfriesland zu Hause gehören, denn alles Volk titulirt ihn kurzweg den Admiral aus Friesland."

„Riß aus Friesland?" wiederholte der Pastor. „Eine Familie Riß ist mir nicht bekannt."

„Glaub's gern, Herr Pastor," fiel lachend der Alte ein, „auch brauchen Sie sich darüber den Kopf nicht weiter zu zerbrechen. Haben unsere Schiffer recht gehört, so ist der Mann ein Glückspilz, wie sie bisweilen zu Wasser und zu Lande aufschießen. Er soll früher ein schlimmer Bursche gewesen sein, ein abenteuerliches Leben geführt und endlich zufällig auf die holländische Flotte sich verlaufen haben. Jetzt haus't er in einem Palast im Haag, den ihm die Generalstaaten zum Präsent gemacht. Daraus ergibt sich, Herr Pastor, daß auch das Fahren zur See bisweilen Glück bringt, und daß mancher Schlingel durch die Salzwassertaufe in einen tüchtigen Menschen und Christen umgewandelt werden kann."

Die letzte Bemerkung schien dem grämlichen Geistlichen nicht zu gefallen, denn er runzelte die Stirn und machte eine Handbewegung, welche dem Sprechenden Schweigen auferlegen sollte. Dieser jedoch ließ sich nicht abhalten, weiter zu plaudern.

Cruppius legte seine Arbeit bei Seite, und da er selbst zum Sprechen nicht aufgelegt war, ermunterte er den Schiffer zu weiteren Mittheilungen. Der Pastor ging, während dieser der erhaltenen Auf-

forderung folgte, im Zimmer auf und nieder, nur dann und wann eine kurze Bemerkung dazwischen werfend.

Darüber verstrich eine geraume Zeit. Endlich aber vernahm man auf der Straße Stimmen, der Klopfer an der Thür ward wiederholt stark in Bewegung gesetzt und die Diele des Pastorats füllte sich mit einem Trupp Menschen.

Cruppius war überrascht von diesem seltsamen Besuche, ehe er aber noch zu fragen Zeit fand, trat ein hochgewachsener Mann auf ihn zu, blickte den gealterten Geistlichen scharf an und sagte dann:

„Komme ich Ihnen nicht bekannt vor?"

Der Pastor trat ein paar Schritte zurück. Den Mann kannte er nicht, aber die Stimme, diese weiche, wehmüthige Stimme weckte alte Erinnerungen in ihm.

„Ich kehre vom Nordpole zurück," fuhr der Fremdling fort, „zweimal machte ich die Reise ohne jeglichen Unfall, jetzt auf der dritten, wo es doch mein Wille war, die alte Heimath wieder zu besuchen, wirft der Sturm unser Schiff an den Strand, und hätten diese braven Männer hier nicht mehrmals ihr Leben gewagt, so würde ich weder Sylt noch dieses wohlbekannte Haus hier je wieder betreten haben."

Cruppius lehnte sich an die Thürpfoste und hob beide Hände gegen den Sprechenden auf, indem er stotternd rief:

„Dein Name! Dein Name!“

„Gerson Cruppius!“ sprach der Gerettete, in die Arme des alten Predigers stürzend, der ihn stumm an sich drückte, sein Gesicht, sein Haar befühlte, und zuletzt nur die Worte ausstieß:

„Wiedergefunden! Ein verloren Geglaubter ist heimgekehrt! . . . O, gelobt sei der Herr jetzt und immerdar!“

Alle Anwesenden waren erschüttert von dieser unerwarteten Erkennungsscene zwischen Vater und Sohn. Sie fühlten, daß ihr Verweilen nur stören müsse und verließen mit stummem Gruße die Pfarrwohnung.

Sechstes Kapitel.

Die Botschaft.

In demselben Zimmer, wo vor acht Jahren der widerspenstige Pfarrerssohn die aufgeschlagenen theologischen Bücher heftig von sich geworfen und mit dem entflohenen Knecht Niß Ipsen den Plan zur

Flucht nach Hamburg besprochen hatte, saß jetzt Gerson neben dem weichgestimmten, nun gänzlich versöhnten Vater. Die Mutter konnte leider der heimgekehrte Sohn nicht umarmen. Sie ruhte schon seit einigen Jahren draußen auf dem Kirchhofe von Keitum. Ließ sich auch nicht behaupten, die Flucht des einzigen Sohnes, um die sie ja wußte, sei Schuld gewesen an ihrem Tode, so trug doch jedenfalls die Abwesenheit des geliebten Kindes und die Sehnsucht nach dem Fernen, von dem sie nie wieder etwas Bestimmtes erfuhr, dazu bei, ihr das Leben unfreundlich zu machen. Sie härmte sich still, und ihr Gram ward um so schmerzlicher, als sie ihm niemals, wenigstens nicht in Gegenwart ihres Gatten, Worte leihen durfte. So verzehrte sich die arme Frau langsam, bis der Todesengel ihr mitleidig winkte, ihm in's Land des ewigen Friedens zu folgen.

Vater und Sohn saßen jetzt einander gegenüber. Sie hatten sich gegenseitig ihre Erlebnisse mitgetheilt und damit die weite Kluft ausgefüllt, welche eine achtjährige Trennung zwischen ihnen ausgetieft. Wie der ältere Cruppius jetzt milder urtheilte, so war der jüngere ruhiger und ernster geworden. Die Gefahren zur See, eine monatelang währende, schwere Gefangenschaft unter den Maroccanern, die ihn in

Sclavenketten schlug, ließ den jungen Mann die Welt mit andern Augen betrachten. Dies Alles trug zu schneller Einigung von Vater und Sohn bei, die einander wohl nie im Leben näher gestanden hatten und verwandter waren in ihren Ansichten als gerade jetzt. Es kam aber noch etwas Anderes dazu, das dieser Versöhnungsstunde eine höhere Weihe gab. Dies war ein Brief, welchen Pastor Cruppius vor Kurzem erhalten hatte und der jetzt offen vor ihm lag.

„Das ist der Finger Gottes," sprach der Pastor mit Würde. „Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der findet ihn überall, auf jedem Schritt und Tritt im Leben. Darum auch ist die Wissenschaft der Theologie eine so erhabene, Gott uns mit jedem Tage mehr nähernde, weil sie uns die Spuren kennen und auffinden lehrt, die sein Walten auf Erden verkündigen."

„Es ist wenigstens ein wunderbares Zusammentreffen," versetzte Gerson, „in dem auch ich willig die leitende Hand Gottes erkenne. Fünf Jahre lang habe ich nichts mehr von Ipsen gehört, denn während er in den südlichen Gewässern sich ausbildete zum kriegerischen Seemanne, sammelte ich im Norden praktische Kenntnisse in der Schifffahrtskunde und übte mich in schwierigen Berechnungen, die nicht

allein mir, sondern auch, will's Gott, meinen Landsleuten zu gute kommen sollen. Nun betrete ich als armer, schiffbrüchiger Steuermann eines Grönlandsfahrers meine Heimathinsel, indeß der Gefährte meiner ersten Reisen als Triumphator in die Stadt einzieht, wo uns die Barmherzigkeit eines einfachen Bürgers aus Wohlgefallen an unserer jugendlichen Lebhaftigkeit und Strebelust vor großem Unheil bewahrte."

„Erst Knecht, dann Admiral!" sprach Pastor Cruppius, den offenen Brief aufnehmend. „In der That, wer bei so wunderbaren Lebenswandelungen eine höhere Fügung nicht erkennen wollte, müßte schon außer der Gnade Gottes stehen."

„Könnten wir nur auch seinem Wunsche genügen," meinte Gerson, einen zweiten Brief, der dem Schreiben an den Pastor beigeschlossen war, von allen Seiten betrachtend. „Vielleicht ist es unmöglich, die Adressatin desselben überhaupt aufzufinden."

„Mein lieber Sohn," erwiederte Cruppius, „nachdem wir in den letzten Tagen so viel Außergewöhnliches erlebt haben, hält ein starker Glaube mich aufrecht. Das eben ist die wunderbare Kraft des Christenglaubens, daß sie alle Zweifel lös't, den Kleinmüthigen stärkt, den Spötter verstummen

macht. Oder meinst Du, die Stürme hätten Dein Fahrzeug nur zufällig an dieser Küste stranden lassen? Glaubst Du, Niß Ipsen, der Knecht von Bombüll-Hof, sei aus zahlreichen Gefechten blos darum siegreich hervorgegangen, um in Holland zum Admiral ernannt zu werden und den Rest seines Lebens als solcher mühelos zu verträumen? Nein, mein Sohn, den treu erfundenen Knecht machte Gott zu einem Werkzeuge seines Ruhmes, und weil er auch im höchsten Glücke sich demüthig zeigt, wird er den größten Schmuck des Lebens, ein liebevolles Herz, dem Ruhme noch beigesellen."

„Du warst nie auf dem Festlande seit meiner Abwesenheit?"

„Doch, nie aber dachte ich an Bombüll-Hof und seine Bewohner."

„Dann laß uns keine Zeit verlieren. Bombüll-Hof muß gegenwärtig der Ort sein, wohin wir zu wallfahrten haben. Nirgendwo anders können wir erfahren, ob die Geliebte meines braven Kameraden noch lebt."

„Wie heißt sie doch?"

Gerson hob lächelnd den Brief auf.

„Ihr Name gerade kann uns das Auffinden erschweren," gab er zur Antwort. „Mein Freund stellt sich auch in seinem Schreiben an das Mädchen

seiner Wahl ganz auf den Standpunkt, den er früher, als er noch Knechtsdienste verrichtete, einnahm. Er schreibt einfach: „An mein Greth auf Bombüll-Hof."

Auch über des Pastors Züge flog ein leichtes Lächeln.

„Der treffliche Mann — denn trefflich muß er sein, sonst wäre er seinem Mädchen nicht treu geblieben in so langen Jahren — soll sich in mir nicht getäuscht haben," sagte er. „Noch heute segeln wir mit der nächsten Fluth nach der Wiedingharde. Der alte Strandläufer, früher Dein Kumpan, jetzt Dein Retter, soll uns begleiten. Er war und blieb verschwiegen wie das Grab, als ich ihn nach Deinem Verschwinden befragte. Und obwohl ich wußte und es später auch von Anderen erfuhr, daß seine Hand Dich und Niß Ipsen nach Föhr übergesetzt habe, blieb er sich doch immer gleich in seinen Antworten. Ich habe nie ein anderes Wort von ihm vernommen in Bezug auf Eure Flucht, als: der Wind war Süd-Süd zu West. Geh jetzt und besprich mit ihm, was nöthig ist."

Gern folgte Gerson dieser Weisung seines Vaters. Der Strandläufer war natürlich sogleich bereit, sein Fahrzeug segelfertig zu machen, obwohl der Wind zu einer Fahrt nach dem Festlande, noch

dazu in dieser Jahreszeit, nicht aus der günstigsten Richtung wehte.

„Thut Alles nichts, Herr Steuermann,“ sprach er heiter, indem er den getheerten Südwester vom Pflock nahm und ihn fest auf sein struppiges Haar band. „Wir sind in manchem Sturme wie der fliegende Holländer durch die Untiefen der Westsee gesegelt, werden also auch bei dem Bischen conträren Blasen, nach ein paar Stunden geschickten Kreuzens, ungefährdet an der Wiedingharde anlegen. Bombüll-Hof ist jetzt ein stattlich anzusehendes Gebäude. Der alte Claas haus't noch dort, wenn er nicht vor Kurzem erst gestorben ist, die Kinder sind groß geworden, mit den Dienstleuten aber soll er in der letzten Zeit wenig Glück gehabt haben.“

Gerson hörte nicht weiter auf das Geschwätz des Alten. Er trieb nur zur Eile und bedeutete ihn im Fortgehen, daß er am nahen Landungsplatze mit seinem Fahrzeuge auf ihn und den Vater warten möge.

Siebentes Kapitel.

Belohnte Treue.

Uwe saß auf der Pesel und schnitzte hölzerne Löffel; seine Schwester Elsa, ein blühendes Mädchen, nach dessen hübschem Gesicht und schlanker Gestalt schon seit Jahr und Tag überall, wo sie sich sehen ließ, die Burschen ausschauten, war am Feuer beschäftigt. Der Torf war naß geworden und wollte nicht in Brand gerathen. Er glimmte nur und entwickelte eine solche Menge gelblichen Rauches, daß dieser sich als schwere Wolke unter dem Dache lagerte und nur langsam durch den Thorweg und einige Ritze der Wände einen Ausweg sich bahnen konnte. Verdrießlich darüber warf das junge Mädchen eine Handvoll klein gespaltenes Buchenholz auf, das rasch in hellen Flammen emporloderte. Uwe blickte die Schwester flüchtig an und schnitzte ungestört weiter. Es dauerte aber nicht lange, so knisterte es in dem zusammensinkenden Buchenholzfeuer, die Kohlen bewegten sich und mit ziemlich lebhaftem Knalle sprangen eine Menge glühender Holzstückchen vom Herde und bestreuten nach allen Seiten hin den Boden. Erschrocken trat das Mädchen vom

Feuer und schüttelte einen glühenden Splitter von ihrem Rocke.

„Heut ist die Feurung auch rein toll," sprach sie, „der Torf brennt nicht und dunstet, das Holz springt gar und ruinirt einem das Zeug. Du hast's gewiß vom unrechten Haufen genommen, Uwe."

„Springendes Feuer bedeutet Glück," sagte der Bruder trocken, ohne sich etwas dabei zu denken. Indem ging die Thür des Wohnzimmers auf und Margreth trat auf die Pesel. Sie trug Rad und Rocken, denn seit die Tochter des Baas den größten Theil der häuslichen Arbeiten, namentlich auch die Küchengeschäfte besorgte, zog sie sich gern zurück. Sie spann und webte jetzt oft tagelang, sprach nie mehr, als nöthig war, und ging fast sichtlich allen Menschen aus dem Wege. Wie immer nahm sie unweit des Herdes Platz auf einem Schemel und begann emsig das Spinnrad zu drehen. Ihr zu Füßen legte sich der Hund, dem alsbald mit gekrümmtem Rücken die Katze folgte. Beide Thiere waren bei Margreth wohl gelitten und beide vertrugen sich auch trefflich mit einander, wenn sie still neben ihrer Herrin liegen durften. Die Katze schien heute besonders gut gelaunt zu sein, denn sie spann mit solcher Ausdauer und so laut, daß dies einför-

mige, so gemüthlich klingende Schnurren des Thieres Uwe's Heiterkeit weckte.

„Mietze hat es sehr gut auf Dich," sprach er, sein Schnitzmesser neu schärfend. „Du hast ihr gewiß einen Rahmtopf extra zum Naschen vorgesetzt."

„Es wird Besuch kommen," antwortete Margreth, „das ist Alles. Hell springende Kohlen verheißen eine glückliche Botschaft, laut spinnende Katzen zeigen Besuch an, und daß er heute noch kommen will, verräth mir das Jucken des kleinen Fingers."

„Ich denke, Du glaubst nicht an solche Dinge," warf das junge Mädchen ein. „Sonst mochtest Du doch nichts davon hören."

„Ich bin klüger geworden," sagte Margreth.

„Seit Du so schweigsam bist und dich ganz weiß kleidest, wie ein altes Mütterchen?"

„Klugheit schweigt immer, und weiß kleid' ich mich, weil es mir so gefällt."

„Du bist aber doch nicht alt."

„Alt nicht, aber gealtert."

„Laß sie doch, Schwester," fiel Uwe ein. Vater hat Recht. Margreth wird mißmüthig."

Diese warf dem Jünglinge einen strafenden Blick zu, der vollkommen genügte, ihn stumm zu machen.

„Thu', was Du sollst, Uwe, und rede nichts Ueberflüssiges. Hast dann Frieden allerwärts und brauchst Dich nicht über Schaden zu beklagen, den Du mit Deiner Zunge angerichtet hast. Gute Rede klingt hell wie Silber, Schweigen aber ist lauteres Gold."

Der Hund hob jetzt den Kopf, blickte starr nach dem großen Thorwege, wedelte mit dem Schwanze und begann leise zu knurren.

„Was hast'?" wendete sich Margreth an das seit Jahren anhängliche Thier. „Witterst' Besuch?"

Der Hund hatte sich schon erhoben und schritt langsam durch die Pesel nach den Pferderaufen, an denen er wie unschlüssig hinstrich, manchmal noch einen Blick nach der Gruppe am Herde zurückwerfend.

Jetzt ward die Thür am Thorweg hastig aufgestoßen und die breite Gestalt des Hofbesitzers zeigte sich in der Oeffnung.

„Der Baas!" sagte Margreth verwundert, denn sie hatte noch niemals bemerkt, daß Tiger beunruhigende Zeichen bei der Heimkehr des Hausherrn gegeben. Eine Erklärung für diese Unruhe des treuen Hundes enthielt aber die Anrede des Hofbesitzers, der von der Thür aus seinem Sohne zurief:

„Geschwind, Uwe, nimm die Kluthstöcke und komm nach dem Haffdeiche. Ein kleines Fahrzeug hat sich festgefahren im Schlick und ist in Gefahr bei der starken Brandung des ablaufenden Wassers umgeschlagen zu werden. Ein paar entschlossene Hände bringen hier Rettung."

Uwe hatte sein Schnitzmesser schon weggeworfen. Mit zwei gewaltigen Ruderstangen auf der Schulter folgte er dem Vater. Auch Tiger suchte in's Freie zu kommen, ward aber von Claas so barsch in's Haus zurückgewiesen, daß er gebückt umkehrte, zaudernd zwischen den Raufen fortschritt und sich knurrend Margreth wieder zu Füßen legte.

„Bist klug!" sprach diese, das Thier streichelnd. „Bleib' hier und paß auf. Kommt was Friedliches oder Fremdes, so kannst Du's in Zeiten durch Anschlagen melden."

Die jugendliche Tochter Claas' bemerkte kein Wort zu diesen Auslassungen ihrer mütterlichen Pflegerin. So verging etwa eine Viertelstunde, ohne daß man etwas Anderes hörte, als das Geklapper mit Schüsseln und Tellern, das Schnurren der Katze und das leichte Geräusch des sich drehenden Spinnrades. Plötzlich sprang der Hund wieder auf, durchmaß mit wenigen langen Sätzen den ganzen innern Raum des ziemlich langen Gebäudes, kratzte an der

geschlossenen Thür und erhob schnüffelnd ein lebhaftes Gebell.

„Hattest doch Recht, Margreth, es kommt Besuch," sagte das am Herde beschäftigte junge Mädchen.

„Und erwünschter dazu," ergänzte ihre mütterliche Freundin. „Der Hund bellt erwartungsvoll, nicht ängstlich. Wären es Feinde, würde er heulen."

Wenige Augenblicke später trat der Baas ein, von drei Männern gefolgt, die ihrer Kleidung nach Jeder für Seeleute halten mußte. Uwe war auf des Vaters Weisung draußen am Deiche geblieben, um ein Auge auf das wenig geschützte Fahrzeug zu haben, denn die Fremden wollten ihrer Versicherung nach nur eine Pflicht erfüllen und sich sodann wieder einschiffen, um nicht genöthigt zu werden, über Nacht auf dem Festlande bleiben zu müssen.

Margreth ließ bei dem Eintritt der Fremden das Spinnrad ruhen und blieb regungslos sitzen. Man konnte sie für eine Statue halten.

„Seht zu, ob Ihr recht seid in diesem mir zugehörenden Hause," sprach Claas zu seinen Begleitern. „Dieser Hof heißt Bombüll, ward im Jahre 1713 von den Steenbock'schen Reitern verbrannt, weil mein damaliger Knecht Ipsen einen der Ihrigen

mit der Holzaxt erschlug, und die Person, um derentwegen diese Blutthat geschah, sitzt dort und nennt sich Margreth."

Bei diesen in barschem Tone gesprochenen Worten ließ Margreth das Rad ruhen. Sie stand langsam auf, hielt wie schirmend ihre linke Hand über die Augen, um die heranschreitenden Männer bequemer betrachten zu können, und sprach dann mißbilligend zu Claas:

„Habt Ihr Uebles mit mir im Sinne, Baas? Dürft es nur sagen, und ich mach' Platz. Das Leben ist mir längst eine Last und bin ich wo ungern gesehen, tret' ich unangestoßen zur Seite. Wer stachelt Euch auf, von einem Verschollenen in solcher Weise zu sprechen?"

„Sei gut, Margreth, und halt' an Dich! 's ist nicht um mich. Deinetwegen ließ ich meiner Zunge freien Lauf. Frag' die da — sie werden Antwort geben."

Er deutete auf seine Begleiter und trat zur Seite. Halb zürnend, halb traurig ruhten seine Blicke auf der hochaufgerichteten Gestalt der treuen Erzieherin seiner Kinder. Diese kehrte sich jetzt mit fragendem Auge den Fremden zu.

„Wenn Du das Mädchen bist," nahm nunmehr Pastor Cruppius das Wort, „das vor längeren

Jahren mit dem Knechte Riß Ipsen verlobt war, der, wie dieser Mann uns bereits versichert hat, damals in seinen Diensten stand, so sind diese Zeilen an Dich gerichtet.“

So sprechend überreichte er der Erstaunten den für sie bestimmten Brief.

Margreth empfing das Papier, ohne eines Wortes mächtig zu sein. Sie wußte nicht, wie ihr geschah, und kam sich vor wie verzaubert. Da gedachte sie der dunkeln Rede der alten Magdala im Gotteskoogsee. Schnell riß sie den Brief auf, zugleich aber ließ sie auch betrübt das Papier sinken, denn sie wußte ja, daß sie Geschriebenes immer nur mit großer Anstrengung habe lesen können. Eine natürliche Scheu hielt die Verschämte ab, dies den Männern gegenüber zu gestehen. Sie reichte deshalb den Brief mit der Entschuldigung: „das Herdfeuer blendet mich,“ dem Baas, der ihn wieder im Gefühl eigener Schwäche an den Pastor zurückgab. Dieser entfaltete vollends das Blatt und las folgende wenige, gerade in ihrer Kürze und charakteristischen Ausdrucksweise aber auf Alle die tiefste Wirkung hervorbringenden Worte:

„So Du noch von der Gesinnung bist, wie Du es damals warst, da ich mit Dir alltäglich auf Bombüll diente; so komm zu mir nach dem

Haag und werde meine Frau. Ich bin gegenwärtig Holländischer Admiral.

Riß de Bombell,
vormals Riß Ipsen, Dein getreuer Bräutigam.“*)

Margreth hörte mit angehaltenem Athem zu. Als Cruppius das merkwürdige Freiwerbungsschreiben gelesen hatte, brach die Glückliche in ein convulsivisches Lachen aus, riß den Brief an sich, küßte und benetzte ihn mit Freudenthränen und sagte dann, ihre Hand dem stumm zusehenden Claas gutmüthig hinreichend:

„War's nicht Recht, Baas, daß ich Nein sagte? Ich wußt's, daß Riß noch am Leben sei, denn ich fühlte ja seinen Herzschlag hier an meinem Herzen! — Seid nur gut, Baas, und Euch, Ihr Wackern, Euch segne der Himmel! Ich kann nur danken, nichts als danken, und im Dank weinen, daß mir Gott so gnädig gewesen. Und er ist mir treu geblieben in Noth und Drangsal, in Sturm und

*) Im Original lautete der Brief Ipsen's: „As Du nog van der Gesynnig bist, t'welk Du weirst, do ik mit Dy daglik op Bombell dende; so kam to my na der Haag un war myn Frow. Ich bin tegenwordig Hollandische Admiral.

Riß de Bombell,
vormals Riß Ipsen, dyn getruwe Brydigam.

(Siehe Hansen: Chronik der friesischen Uthlande.)

Krieg! Und ich soll ihn wiedersehen und sein Weib werden!"

Thränen erstickten ihre Stimme. Sie hielt die Schürze vor die Augen, nickte nochmals dankend den Männern zu und ging in ihre Kammer, wo man sie den Riegel vorschieben und lange noch laut schluchzen, dazwischen aber betende Worte lallen hörte.

„Wir sind hier jetzt überflüssig," sprach Cruppius zu seinem Sohne, „darum wollen wir nicht länger verweilen. Euch aber, Claas, bitten wir, uns schon morgen, wo möglich, wissen zu lassen, was Margreth zu thun beschlossen hat."

Claas besiegelte dies Versprechen durch einen derben Handschlag, worauf er die Sylter bis an den Haffdeich begleitete und ihnen glückliche Rückkehr nach ihrer Insel wünschte. Auf dem Rückwege erst erfuhr Uwe, was in der kurzen Zwischenzeit sich Seltsames zugetragen hatte.

Achtes Kapitel.

Fröhliche Hochzeit.

An einem hellen Märztage prangte der Haag im Festtagsschmuck. Alle Häuser waren mit Flaggen bedeckt, einzelne mit Gewinden von Moos und Immergrün geschmackvoll verziert. Am anmuthigsten nahm sich ein Landhaus aus, das mitten in einem kleinen Park lag, dessen Bäume freilich noch blätterlos im Luftzuge schwankten. Vom Eingange des Parkes bis zum Portal der schönen Villa bildeten die seltensten Blumen gleichsam ein Spalier. Auch der Sandweg zwischen dieser Allee von blühenden Topfgewächsen war mit Blumen bestreut. Inschriften sah man da und dort auf flatternden Wimpeln, die alle auf ein Freudenfest hindeuteten.

Vor den Zugängen zu dieser Villa wogte eine ungezählte Volksmenge in der muntersten Stimmung müßig auf und nieder. Ihre Unterhaltung drehte sich überall nur um das eine Ereigniß, das heute nicht blos den Haag und dessen Bewohner, sondern ganz Holland beschäftigte. Der berühmte Mann, welcher vor einigen Monaten von der dankbaren Regierung für seine dem Vaterlande geleisteten großen Dienste zum Admiral ernannt worden war, der

Seeheld Riß de Bombell, wie er seitdem hieß, feierte heute seine Vermählung mit einem schlichten, armen, nicht mehr jungen, friesischen Mädchen. Alle Welt war begierig, die Glückliche zu sehen, die von Vielen ihres Geschlechts beneidet wurde. Denn mußte man auch die seltene Handlungsweise des merkwürdigen Mannes, welcher der Geliebten seiner Jugend troß des Unterschiedes, welcher gegenwärtig zwischen ihm und der einfachen Magd bestand, seine Hand reichte, in jeder Hinsicht edel und großsinnig nennen, ein Gefühl von Neid regte sich doch in dem Herzen mehr als einer schönen Holländerin, daß eine Fremde, eine Verblühte so hohen Glückes theilhaftig werden sollte.

Erst vor einigen Tagen war Riß de Bombell aus Friesland zurückgekommen, wo er während der vergangenen Wintermonate in gänzlicher Zurückgezogenheit von der Welt gelebt hatte. Außer seiner Braut, der glücklichen Margreth, begleiteten ihn deren Pflegekinder und der Hofbesitzer Claas, bei dem er früher als Knecht gedient. Auch ein friesischer Seemann kam mit an, den der Admiral, wie man sagte, als früheren Kameraden hoch in Ehren hielt. Dies war der Steuermann Gerson Cruppius, gegenwärtig Lehrer der Navigationskunde auf seiner Heimathinsel Sylt, die er nunmehr nicht mehr zu

verlassen gedachte. Den Schatz seiner Kenntnisse, welche er auf Reisen gesammelt, wollte Gerson zum Gewinn für seine Landsleute ausmünzen. Seine frühere Beschäftigung mit den Wissenschaften unter Anleitung seines gelehrten Vaters befähigte ihn besser als jeden Andern dazu, weshalb er eine Art Navigationsschule zur Bildung tüchtiger Seeleute auf Sylt gründete.

Kanonenschüsse verkündeten der harrenden Menge den Augenblick der Einsegnung des ungewöhnlichen Brautpaares. Einige Zeit darauf erschien der Festzug, den eine Abtheilung Seesoldaten, die unter Niß de Bombell tapfer gekämpft hatten, eröffnete. Eine Musikbande zu Pferde folgte, dann kamen Land- und See-Officiere, hierauf der offene Gallawagen des Admirals, der in Paradeuniform, mit Orden geschmückt, unbedeckten Hauptes neben der scheu um sich blickenden Margreth saß und nach allen Seiten hin auf die vielen Jubel- und Vivatrufe des Volkes verbindlichst grüßte. In einem zweiten Wagen bemerkte man den alten Gefährten des zu so hohen Ehren gelangten Nordfriesen, den Steuermann Gerson Cruppius, den Hofbesitzer Claas und seine Kinder.

Als der rauschende Hochzeitszug die Villa erreichte, lag diese in ihrem wallenden Flaggenschmucke

im blitzenden Sonnenlichte da. Beim Eintritt in sein Besitzthum, das die Regierung dem würdigen Manne zum Geschenk gemacht und mit fürstlicher Pracht ausgeschmückt hatte, zeigte sich dem Blicke des Admirals die bewegliche Gestalt seines alten Gönners und Freundes, des Kaufherrn Vermeeren. Dieser wackere Mann ließ sich die Ehre nicht nehmen, dem ehemaligen Mat, wie er sagte, die Hochzeit auszurichten. Da er ein Mann von Geschmack war und gern auch zu gelegener Zeit etwas drauf gehen ließ, so reihte sich das seltene Fest den prächtigsten Feierlichkeiten ähnlicher Art an, die Haag jemals gesehen hatte. Eine Beschreibung derselben werden die Leser uns gewiß erlassen. Wir haben nur noch zu berichten, daß der Admiral Niß de Bombell die Ermittelung eines zuverlässigen friesischen Schiffers der umsichtigen und unermüdlichen Thätigkeit Vermeerens zu danken hatte, welcher die Besorgung des an Pastor Cruppius gerichteten Schreibens mit dessen bedeutungsschwerer Inlage an Margreth gern übernahm. Die alsbald erfolgte Antwort, welche dem ehemaligen Knechte zugleich auch die Heimkehr Gerson's meldete, führte Niß Ipsen nach der Wiedingharde, in die Arme der glücklichen Margreth, die den Geliebten keine Stunde lang vergessen hatte. Hier verlebte er beneidenswerthe Wochen im Um-

gange mit den Wenigen, die ihn kannten. Ein einziges Mal besuchte er in Begleitung seiner Braut die Insel Sylt, um dem Vater seines Freundes persönlich zu danken und dem alten Strandläufer, durch dessen resolute Entschlossenheit er so glücklich mit Gerson von der Insel entkam, ein ansehnliches Geschenk einzuhändigen.

Nach Niß de Bombell's Verheirathung ward der Name des Admirals nicht mehr häufig genannt. Es scheint, er besaß des Ruhmes genug und zog es vor, sich des Genusses der Ehren, die er errungen, in einem gesicherten Privatleben zu erfreuen. Reich an irdischen Gütern und hochbeglückt durch die Liebe seiner Margreth, lebte er noch lange auf seiner Villa.

Gerson Cruppius kehrte nach Sylt zurück, bestieg ferner kein Seeschiff mehr, sondern legte sich jetzt mit Eifer auf die Wissenschaften, was den Lebensabend seines Vaters sichtlich erheiterte. Kurz vor dessen Tode übernahm er die Stelle eines Schullehrers von Keitum, und ward als solcher zugleich auch einer der hervorragendsten Navigationslehrer, deren die Friesen sich rühmen.

Ende des ersten Bandes.